



KATHOLISCHE UNIVERSITÄT
EICHSTÄTT-INGOLSTADT

Z | FG

Zentralinstitut
für Ehe und Familie
in der Gesellschaft
Center for marriage
and family in society

16. Jahrgang | November 2024 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA



Themenschwerpunkt
DIVERSITÄT

www.ku.de/zfg

Impressum

Herausgeber: Zentralinstitut für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG),
Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Marktplatz 4, 85072 Eichstätt,
Telefon: +49 (0)8421/93-21141, E-Mail: zfg@ku.de

Redaktion: Dr. Petra Hemmelmann, Alexandra Hoff-Ressel, ZFG

Bildnachweis: Titelseite: istock/solstock; S.3 istock/solstock; S. 5 KU; S. 24 oben:
Ruckdeschel, unten: Diabate; S.35 oben: Marie Konrad, unten: privat; S. 46 oben:
KU, unten: privat; S. 52 privat; S. 62: privat; S. 64: J.B. Metzler Verlag, S.68: Verlag
W. Kohlhammer.

ISSN: 2363-7072

16. Jahrgang | November 2024 | ISSN 2363-7072

FAMILIEN-PRISMA



Themenschwerpunkt
DIVERSITÄT

Liebe Leserin, lieber Leser,

Diversität ist als Schlagwort omnipräsent. Kein Wunder, beschreibt es doch die Wesensform einer offenen, demokratischen Gesellschaft: Vielfalt. Diversität meint die Unterschiede von Individuen und Gruppen hinsichtlich bestimmter Eigenschaften oder Merkmale. Sie können in der Realität mit Vor- und Nachteilen, mit Privilegien oder Diskriminierung verbunden sein. Idealtypisch steht das Konzept der Diversität aber dafür, dass jeder Mensch in seiner Einzigartigkeit wertvoll ist und ihm somit wertschätzend zu begegnen ist.

Diversität kann sich in verschiedenen Dimensionen zeigen, die zentralen sind Geschlecht, sexuelle Orientierungen, Alter, ethnische und soziale Herkunft, Religion sowie körperliche und geistige Fähigkeiten/Beeinträchtigungen. In unseren modernen westlichen Gesellschaften zeigt sich Diversität auch im Bereich Familie. So unterscheiden sich zum einen die einzelnen Mitglieder einer Familie entlang verschiedener Diversitätsdimensionen – mindestens hinsichtlich des Alters. Da diese einzigartigen Individuen gemeinsam als Gruppe eine Familie formen, ist es nur konsequent, dass Familie als solche mittlerweile ebenfalls in vielfältigsten Formen existiert.

Das Familien-Prisma hat sich in dieser Ausgabe vorgenommen, die Breite des Familienbegriffs aufzuzeigen, wie er der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit entspricht. Daher finden Sie neben einem soziologisch

fundierten Überblicksartikel zur Thematik auch drei Beiträge, die sich jeweils mit einer konkreten Diversitätsdimension befassen. Auch in unseren Rezensionen haben wir den Fokus entsprechend thematisch gesetzt.

Den grundlegenden Einblick, wie Familie sich im 21. Jahrhundert in Deutschland darstellt, geben im Auftakttext Kerstin Ruckdeschel und Sabine Diabaté vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Sie skizzieren, wie sich die Definition des Begriffs „Familie“ bis in die Gegenwart konstant gewandelt hat – und zeigen auf, dass dieser Wandel auf Veränderungen im tatsächlichen Zusammenleben von Familien beruht. Motor der Entstehung neuer Lebens- und Familienformen sind – im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten – weniger wirtschaftliche Zwänge, sondern vielmehr Wertewandel, Freiwilligkeit und medizinischer Fortschritt. Insgesamt stellen Ruckdeschel und Diabaté fest, dass es das Bild von Familie nicht mehr gibt – zu vielfältig sind die heutigen Familienformen.

Hier setzt der Aufsatz von Marlene Resch und Paula-Irene Villa an. Die Münchner Soziologinnen nehmen das oft diskutierte Ende der Kleinfamilie zum Anlass, um auf aktuelle Trends im Bereich der Familienformen einzugehen und nach deren Beständigkeit zu fragen. In den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen sie das Modell der Co-Elternschaften, bei dem zwei oder mehr Menschen ohne eine romantische

Beziehung ein Kind gemeinsam großziehen. Der Artikel gibt erste Einblicke in das Anfang 2024 gestartete Projekt „Transformationen des Normalen? ‘Doing Family‘ in post-traditionalen Familienkonstellationen in Bayern“ im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbunds ForFamily.

Die Diversitätsdimension der ethnischen Herkunft rückt im Beitrag von Jens Kaiser-Kratzmann und Lena S. Kaiser in den Mittelpunkt. Die beiden Kindheitspädagogen der KU Eichstätt-Ingolstadt und der HAWK Hildesheim blicken auf Kinder mit Migrationshintergrund in Kindertageseinrichtungen und legen einen kritischen Fokus auf die Bedeutung von Sprachkenntnissen im Bildungssystem. Sie betonen zudem, dass sich das Individuum nicht über kollektive Zugehörigkeiten fassen lässt. Für die Arbeit in der KiTa machen die beiden Wissenschaftler konkrete Vorschläge, wie Kinder in ihrer Vielfalt begleitet werden können. Konkret präsentieren sie zudem die Idee einer Naturkita als nachhaltiges, sprachförderliches Lernarrangement.

Einen Einblick in ihre persönliche Lebenswelt gewähren uns Bárbara Zimmermann, Simone Rouchi und Anna Mendel. Auf ihrem Blog „Kaiserinnenreich“ berichten sie seit mehreren Jahren regelmäßig darüber, wie Mutterschaft aussieht, wenn das eigene Kind eine Behinderung hat. Für das Familien-Prisma haben die drei Mütter ihre Gedanken rund um pflegende El-

ternschaft und Erziehung in einem Beitrag gebündelt. Die Diversitätsdimension körperliche und geistige Beeinträchtigungen wird so aus einem besonderen Blickwinkel greifbar; in den privaten Schilderungen schwingen auch gesellschaftspolitische Aspekte mit.

Ebenso wie unseren Schwerpunkt möchte ich Ihnen abschließend noch den dritten Teil unserer Serie „Familienwissenschaftliche Grundbegriffe“ empfehlen. Erziehungswissenschaftlerin Tanja Betz gibt einen umfassenden einführenden Überblick zum „Bildungsort Familie“ und ordnet die Erwartungen an Familien im Kontext früher Bildung kritisch ein. Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!



Prof. Dr. Klaus Stüwe
Direktor des ZFG



Themenschwerpunkt

Diversität

THEMENSCHWERPUNKT

- 9 Familiendiversität**
Zur Verbreitung familialer Lebensformen in Deutschland
Kerstin Ruckdeschel, Sabine Diabate

- 25 Familie im Wandel?**
„Doing Family“ zwischen Konvention und Transformation
Marlene Resch, Paula-Irene Villa

- 36 Das Individuum lässt sich nicht über kollektive Zuschreibungen bestimmen**
Wie Kinder im Kontext von kultureller Vielfalt zukunftsorientiert und nachhaltig begleitet werden können
Jens Kaiser-Kratzmann, Lena S. Kaiser

- 47 Pflegende Elternschaft und Erziehung**
Persönliche Einblicke in das Leben mit Kind(ern) mit Behinderung
Bárbara Zimmermann, Simone Rouchi, Anna Mendel

FAMILIENWISSENSCHAFTLICHE GRUNDBEGRIFFE

- 54 **Bildungsort Familie**
Familienwissenschaftliche Grundbegriffe (Teil 3)
Tanja Betz

REZENSIONEN

- 64 **Breuning, Bernadette/Schweiger, Gottfried/Walser, Angelika (Hrsg.): Familie im Wandel.** Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven
Veronika Hecht
- 68 **Menz, Margarete/Sorge, Katrin: Gleichberechtigung in Deutschland.**
Serap Günay

DIVERSITÄT

Familiendiversität

Zur Verbreitung familialer Lebensformen in Deutschland

Von Kerstin Ruckdeschel und Sabine Diabaté

Der Beitrag zeigt die Diversität von Familien in Deutschland auf. Dabei gehen die Autorinnen darauf ein, wie sich die Definition von Familie bis heute gewandelt hat und in welchen Lebens- und Familienformen Menschen gegenwärtig leben. Sie konstatieren ein deutlich vielfältigeres und ausdifferenzierteres Bild als noch vor wenigen Jahrzehnten und werfen auch einen Blick auf die Faktoren, die diese Vielfalt ermöglichen. Welche dieser Formen gesellschaftlich als Familie akzeptiert werden und welche Bedeutung Familien zugeschrieben wird, skizzieren die Autorinnen anhand aktueller Daten.

Spricht man von „Familie“, können die Vorstellungen davon, was darunter zu verstehen ist, sehr unterschiedlich sein. Ein Beitrag zu Familiendiversität in Deutschland wirft deshalb gleich zu Beginn die Frage auf, was Familie eigentlich ist. Die Antwort lautet, dass es keine einheitliche Definition gibt und sie sich außerdem mit der Zeit verändert (Nave-Herz 2013). Mitte des letzten Jahrhunderts stellte sich die Situation noch anders dar: Als Familie galt die klassische Kernfamilie, d.h. ein gegengeschlechtliches Ehepaar mit eigenen, leiblichen Kindern. Bis zur Gegenwart hat allerdings ein konstanter Wandel des Verständnisses von Familie stattgefunden (Ecarius/Schierbaum 2020). Aktuellere Defi-

nitionen konzentrieren sich auf nur noch wenige konstituierende Merkmale, allen voran die Generationendifferenzierung, d.h. dass zu einer Familie mindestens zwei Generationen gehören, ohne Kennzeichen wie eine institutionalisierte Partnerschaft, biologische Verwandtschaft oder gemeinsames Wohnen und Wirtschaften miteinzubeziehen (Ruckdeschel/Kuhnt/Diabaté 2024).

Dieser Wandel in der Definition beruht auf einer Veränderung im tatsächlichen Zusammenleben von Familien in der Gesellschaft. Zahlreiche Familien- und Lebensformen sind heute, im Gegensatz zur Mitte des letzten Jahrhunderts, ebenso legitim wie verbreitet (Konietzka/Zimmermann): etwa nichteheliche

Das „golden age of marriage“ mit der starken Dominanz der Kernfamilie in den 1950er und 1960er Jahren stellt eher eine Ausnahme dar.

Lebensgemeinschaften, Paare, die in getrennten Haushalten leben, Stieffamilien¹, in die ein oder beide Partner Kinder aus früheren Beziehungen mitbringen, oder gleichgeschlechtliche Eltern mit Kindern. Der Zuwachs an Bedeutung dieser Lebensformen ist so gewichtig, dass er die wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Debatten der vergangenen Jahrzehnte ebenso wie Gesetzeslagen und Institutionen nachhaltig geprägt hat (Wagner/Valdés Cifuentes 2014). Damit soll ausdrücklich nicht gemeint sein, dass es diese Familienformen nicht schon immer gegeben hätte. Aufgrund von wirtschaftlichen und sozialen Zwängen und einer höheren Sterblichkeit sowie geringerer Lebenserwartung gab es auch schon in vorigen Jahrhunderten Ein-Elternfamilien, Stieffamilien oder Pflegefamilien. Das „golden age of marriage“ mit der starken Dominanz der Kernfamilie in den 1950er und 1960er Jahren stellt in der langfristigen Rückschau eher eine Ausnahme dar (Rosenbaum 2014).

¹ Wir präferieren den Begriff der Stieffamilie gegenüber Begriffen wie sogenannten Patchwork-Familien, da letztere eine besondere Form der vielfältigen Stieffamilienkonstellationen darstellt (komplexe Stieffamilie) und für die eindeutige Zuordnung der einzelnen Familienmitglieder letztlich wieder auf die Begriffe Stiefmutter und Stiefvater zurückgegriffen werden muss (siehe Krähenbühl et al. (2011); Steinbach (2008)).

Im Unterschied zu früheren Jahrhunderten ist der Entstehungszusammenhang heute aber zumeist ein anderer, da er zu viel größeren Teilen auf Freiwilligkeit, z. B. bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften, oder auf anderen als wirtschaftlichen Gründen, z. B. bei Ein-Elternfamilien aufgrund von Scheidung, beruht. Als gänzlich neue Familienformen können letztlich nur Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern und sogenannte Inseminationsfamilien, also Familien mit Kindern, die durch künstliche Befruchtung gezeugt wurden, gelten. Ermöglicht wurden diese Familienformen durch den Wertewandel und der damit verbundenen legalen Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften bzw. durch Fortschritte in der Reproduktionsmedizin (Steinbach 2017).

Der folgende Beitrag soll die Diversität von Familie in Deutschland heute aufzeigen, indem zunächst dargestellt wird, in welchen Lebens- und Familienformen Menschen in Deutschland gegenwärtig leben und indem in einem zweiten Schritt die Frage beantwortet werden soll, welche Lebensformen gesellschaftlich als Familie akzeptiert werden. Abschließend soll auf die Frage ein-

1. Lebens- und Familienformen in Deutschland

Ein Blick auf die Zahlen erlaubt eine Einschätzung der Situation in Deutschland. Laut amtlicher Statistik lebten im Jahr 2023 in der Bundesrepublik Deutschland 83,4 Mio. Menschen, davon 41,3

Mio.², das sind 49 Prozent, in Familien³ mit einem gemeinsamen Haushalt, d.h. entweder als Elternteil mit Kind oder als Kind mit mindestens einem Elternteil (Statistisches Bundesamt 2024a). Im Jahr 2005 waren es noch 53 Prozent aller Personen; insgesamt 43,7 Millionen Menschen, die in Familien lebten.

Ein Rückblick auf die letzten 25 Jahre zeigt, wie sich die Zusammensetzung der Familien bis zum Status quo verändert hat (vgl. Abb. 1, S. 12), wobei im Folgenden nur Familien mit minderjährigen Kindern im Haushalt betrachtet werden. Die größte Gruppe stellt über den gesamten Zeitraum Ehepaare mit ihren leiblichen, Stief- oder Adoptivkindern dar. Während aber im Jahr 1998 noch in 80 Prozent der Familien die Eltern verheiratet waren, ging dieser Anteil bis 2023 auf 68 Prozent zurück. Dagegen stiegen die Anteile sowohl von Alleinerziehenden als auch von Paaren in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Alleinerzie-

² Die Zahlen beziehen sich auf die aktuellste Veröffentlichung des Statistischen Bundesamtes, während die Differenzierungen im weiteren Text/Tabelle noch nicht mit den aktuellen Daten veröffentlicht sind.

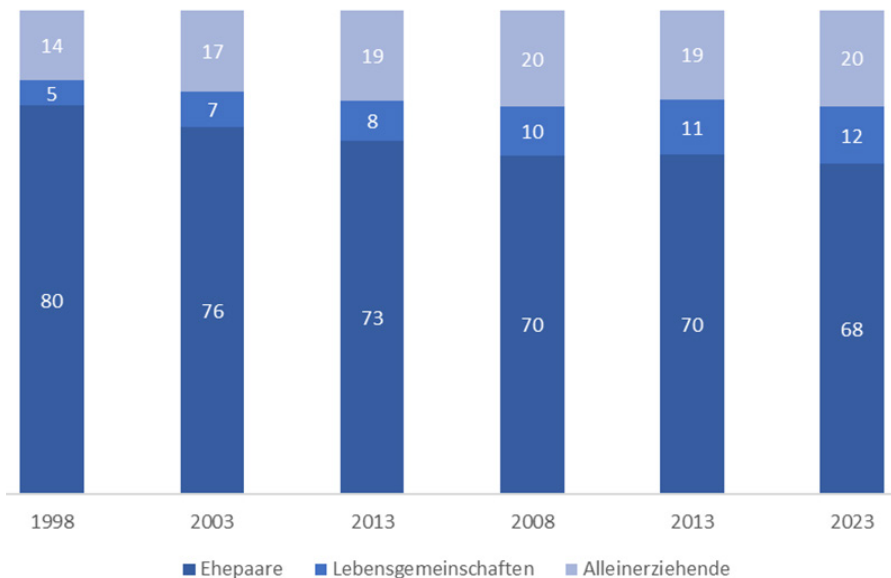
³ In diesem Kontext sind in einem Haushalt lebende Eltern-Kind-Gemeinschaften gemeint, unabhängig von der Zahl der Elternteile und dem Alter der Kinder. Dazu zählen gemischtgeschlechtliche und gleichgeschlechtliche Ehepaare/Lebensgemeinschaften sowie alleinerziehende Mütter und Väter mit Kindern im Haushalt. Zudem sind in diesen Familienbegriff – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder einbezogen.

hende sind, ebenfalls über den gesamten Zeitraum, die zweitgrößte Gruppe. Sie verzeichnen einen Anstieg um sechs Prozentpunkte von 14 auf 20 Prozent und gewinnen damit gegenüber Ehepaaren nochmals an Gewicht. Ähnlich hoch ist der Anstieg bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern, sieben Prozentpunkte, wobei sie im Vergleich durchgehend die kleinste Gruppe sind. Die Angaben beruhen auf dem Mikrozensus, der bundesweiten repräsentativen Haushaltsstichprobe des Statistischen Bundesamtes (Statistisches Bundesamt 2024a).

Hinsichtlich der Zunahme der Ein-Eltern-Familien ist hinzuzufügen, dass die Zahl nochmals zusätzlich – auch aufgrund des Zuzugs von ukrainischen Geflüchteten und ihrer Kinder – angestiegen ist. Etwa 2,5 Millionen Kinder leben mit einem Elternteil zusammen. Acht von zehn alleinerziehenden Elternteilen sind weiblich. Sie leben häufiger mit mehr und mit jüngeren Kindern zusammen als alleinerziehende Väter (Menne/Funcke 2024). Die jeweils praktizierten Betreuungsmodelle in alleinerziehenden bzw. getrennt lebenden Familien (Zartler/Berghammer 2023) sind auch im Wandel, allerdings trägt nach wie vor ein großer Teil der alleinerziehenden Mütter die Allein- bzw. Hauptverantwortung für ihre Kinder. Das Wechselmodell – im Vergleich zum vorherrschenden Residenzmodell – wird damit nach wie vor nur von einer kleinen Gruppe ge-

Prinzipiell gilt in diesem Zusammenhang, dass man nur entsprechend viel Diversität messen kann, wie Merkmale betrachtet werden.

Abbildung 1: Zeitvergleich der Familienformen mit minderjährigen Kindern in Deutschland von 1998 bis 2023, Angaben in Prozent



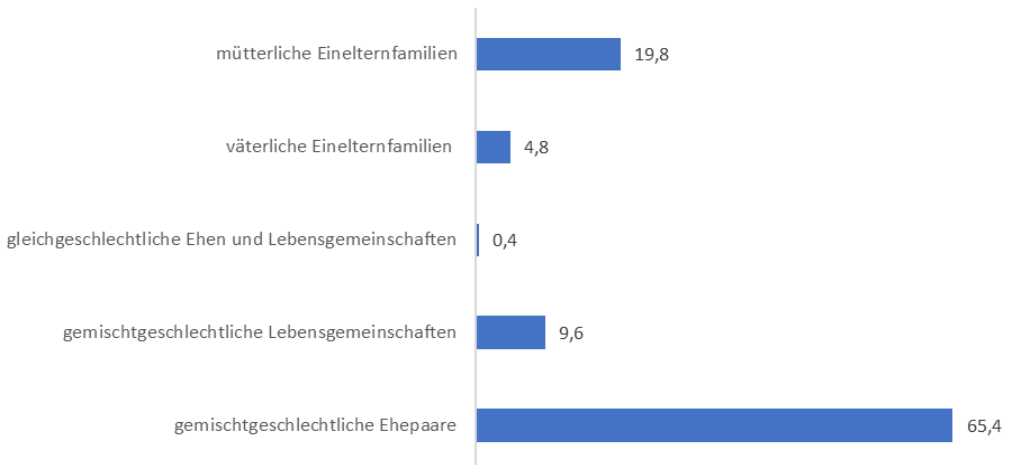
Quelle: Statistisches Bundesamt 2024a; Eigene Darstellung

trennter Eltern gelebt – Studien und Umfragen zu Folge etwa 5 bis 10 Prozent (Steinbach et al. 2021).

Bereits diese Darstellung mit nur zwei Strukturmerkmalen, Familienstand und Partnerschaft, zeigt Veränderungen in der Zusammensetzung von Familien in Deutschland auf (Kuhnt/Steinbach 2014; Steinbach 2017). Prinzipiell gilt in diesem Zusammenhang, dass man nur entsprechend viel Diversität messen kann, wie Merkmale betrachtet werden. Mögliche Diversifizierungskriterien sind z.B. die Frage, ob es sich um Erst- oder Konsekutivfamilien handelt, d.h. ob es sich um ein Paar mit ausschließlich eigenen leiblichen Kindern handelt oder um eine

Partnerschaft nach Trennung, in der auch Kinder aus vorherigen Partnerschaften leben. Des Weiteren kann das Zustandekommen von Familien unterschiedlich sein, es kann danach unterschieden werden, ob die Kinder durch künstliche Reproduktionsmedizin gezeugt wurden oder nicht (Kuhnt/Passet-Wittig 2023). Auch die Geschlechtsidentität oder sexuelle Orientierung in Partnerschaften kann in eine Analyse einbezogen werden. Demnach sind neben der häufigsten Form, der gegengeschlechtlichen Partnerschaften, zahlreiche andere Konstellationen möglich, z.B. gleichgeschlechtliche oder auch mit Menschen, die sich selbst als divers bezeichnen, weil

Abbildung 2: Familien mit Kindern (ohne Altersbeschränkung) nach Lebensform (in Prozent)



Quelle: Ergebnisse des Mikrozensus 2023 – Bevölkerung in Familien/Lebensformen in Hauptwohnsitzhaushalten, Statistisches Bundesamt (Destatis), 2024

ihre Geschlechtsidentität nicht oder nur teilweise mit jenem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen per Geburt juristisch zugewiesen wurde. Dies kann zu einem temporären oder permanenten Geschlechtswechsel führen. Zudem gibt es Menschen, die sich eher auf wechselnden Positionen auf dem Kontinuum zwischen den beiden Polen „männlich“ und „weiblich“ einordnen. Diese Aspekte verdeutlichen, wie vielfältig Familien heutzutage sind und welche neuen Konstituierungsmöglichkeiten hinzugekommen sind. Diese Themen sind in den Medien sehr präsent, aber es liegen nur wenige Zahlen vor.

So haben gleichgeschlechtliche Partnerschaften zwar einen starken Zuwachs erfahren, im Vergleich zu den Familien, d.h. Ehen oder Le-

bensgemeinschaften mit Kindern im Haushalt, liegt ihr Anteil im Jahr 2024 aber bei unter 1 Prozent (siehe Abb. 2), somit zu wenig, um valide differenzierte Auswertungen zu ermöglichen (de Vries 2021). Aktuell leben von allen 12.036.000 Familien in Deutschland in etwa 0,4 Prozent der Familienhaushalte Kinder in gleichgeschlechtlichen Ehen und Lebensgemeinschaften, das sind etwa 44.000 Familien bundesweit. Im Jahr 2016 waren es laut Mikrozensus lediglich 20.000 gleichgeschlechtliche Paare mit ledigen Kindern (de Vries 2021), ältere Studien zeigen, dass die Zahl der Regenbogenfamilien zugenommen hat (Eggen/Rupp 2011). Seit dem 1. Oktober 2017 können gleichgeschlechtliche Paare heiraten oder ihre eingetragene Lebenspart-

nerschaft in eine Ehe umwandeln. Mit den aktuellen amtlichen Daten können aber keine statistisch repräsentativen Angaben gemacht werden. Trotzdem soll im Folgenden eine Annäherung erfolgen, um diese Gruppe etwas besser quantifizieren zu können. Es ist davon auszugehen, dass die tatsächliche

Eine ebenfalls jüngere neue Sonderform der weiblichen Ein-Eltern-Familie sind die Solo-Mütter, auch Single-Mother-by-choice.

Anzahl über der amtlich erfassbaren liegt. Das ist damit zu begründen, dass zunächst die Geschlechtsidentität lediglich über die drei Aspekte weiblich, männlich, divers erfolgt und weitere genauere

Angaben hier nicht gemacht werden können. Zum anderen ist ein gewisser Anteil möglicherweise nicht im Befragungshaushalt gemeldet oder wechselt zwischen dem eigenen und dem Haushalt der/des Partners/ Partnerin, so dass von einer zusätzlichen Untererfassung ausgegangen werden kann. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, dass Familien, die als Regenbogenfamilien wahrgenommen werden, nicht tatsächlich diesem Familienmodell entsprechen, z. B. wenn zwei Elternteile gleichen Geschlechts mit ihren jeweiligen Kindern in einem Haushalt leben ohne eine intime Beziehung zu haben.

Betrachtet man den Anteil von Kindern in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, wird die Erfassung noch schwieriger. Diese Familienform wird auch Regenbogenfamilie genannt, das heißt, dass entweder beide Eltern dieselbe Geschlechtsidentität haben oder aber, dass sich mindestens ein Elternteil als les-

bisch, schwul, bisexuell, trans- oder intergeschlechtlich (LSBTI) identifiziert. Am häufigsten stammen diese Kinder aus früheren heterosexuellen Beziehungen eines Elternteils. Immer häufiger entstehen Regenbogenfamilien aber auch durch andere Prozesse, ermöglicht durch die Fortschritte in der Reproduktionsmedizin und rechtliche Änderungen: Bei gleichgeschlechtlichen Familien entstehen in den sogenannten Mütterfamilien die Kinder durch Samenspende mit eigenen Eizellen, die zum Teil auch ausgetauscht jeweils durch die andere Mutter ausgetragen werden. Das heißt, es gibt dann eine biologische und eine austragende/gebärende Mutter. Bei den Väterfamilien überwiegt der Teil, die Pflegekinder aufgenommen haben oder leibliche Kinder des Partners oder externe Kinder adoptiert haben. In seltenen Fällen entstehen auch Kinder durch im Ausland in Anspruch genommene Leihmütter, die in Deutschland verboten sind. Durch das Verbot, die ethischen Vorbehalte aber auch durch die hohen Kosten und formalen Hürden, um ein im Ausland geborenes Kind in Deutschland anerkennen zu lassen, ist diese Art der Familiengründung schwerer. Eine ebenfalls jüngere neue Sonderform der weiblichen Ein-Eltern-Familie sind die Solo-Mütter, auch Single-Mother-by-choice (Golombok et al. 2021) genannt. Diese Frauen entscheiden sich bewusst gegen eine partnerschaftliche Kindererziehung und für eine Familiengründung durch Samenspende.

Eine weitere Entstehungsmöglichkeit ist die Gründung von Mehr-

elternfamilien, bei dem mehrere Elternteile Verantwortung übernehmen. Schließlich sind noch die Co-Parent-Familien zu nennen, bei denen zwei Menschen eine Familie gründen, die in keiner romantischen Beziehung zueinanderstehen.

Problematisch ist dabei die aktuelle juristische Regelung, nämlich dass Elternschaft in Deutschland rechtlich auf zwei Elternteile begrenzt ist (Deutscher Bundestag 2018). Jedoch können in der Realität mehr als zwei Personen an der Entstehung oder Erweiterung einer Familie beteiligt sein, wenn Verfahren reproduktionsmedizinischer Assistenz in Kombination mit Gametenabgabe⁴ (Ei-, Samenzelle) oder Leihmutterschaft zur Anwendung kommen (Kuhnt/Passet-Wittig 2023).⁵ Daher stehen gleichgeschlechtliche Paare, die im Ausland Eizell- bzw. Samenzellabgabe oder Leihmutterschaft in Anspruch genommen haben, derzeit in Deutschland bei der Regelung des Kindschaftsverhältnisses und der elterlichen Rechte vor verschiedenen juristischen Herausforderungen.

⁴ Der Begriff der Eizell- bzw. Samenspende suggeriert eine ausschließlich altruistische Abgabe von Gameten zu reproduktiven Zwecken und vernachlässigt dabei Prozesse der Ökonomisierung im reproduktiven Kontext. Daher verwenden wir den Begriff der Abgabe anstelle von Spende, um diesen unterschiedlichen Motivlagen gerecht zu werden.

⁵ Rechtlich ist aktuell nur die Samenzellabgabe in Deutschland gestattet. Da Eizellabgaben und Leihmutterschaft im Ausland rechtlich zulässig sind, ist davon auszugehen, dass auch Familien in Deutschland auf diese Praxis zugreifen (Kuhnt/Passet-Wittig 2023).

Eine weitere Herausforderung bei der Erfassung von familiärer Vielfalt ist die räumliche Dimension. Neben der Haushaltsperspektive, die in der Bevölkerungsstatistik üblich ist, und auf dem Haupthaushalt bzw. der Meldeadresse basiert, muss stärker auch die tatsächliche Wohnperspektive einbezogen werden. Kinder aus Trennungs-/Scheidungsfamilien wachsen häufiger an verschiedenen Orten auf, neben einem Hauptwohnort, häufig bei der Mutter, pendeln sie auch zum väterlichen Haushalt.

Oder sie leben zeitweise noch an anderen Orten, wie z.B. bei den Großeltern (Bender/Eck 2020; Wimbauer 2022). Sogenannte Wechselmodelle, bei denen die Kinder zwischen den elterlichen Haushalten zu gleichen Anteilen hin- und herwechseln oder beim Nestmodell, bei dem abwechselnd beide Elternteile dieselbe Wohnung mit ihrem Nachwuchs bewohnen, können mit der amtlichen Statistik nicht erfasst werden.

Mit dem familiendemografischen Panel FReDA (Schneider et al. 2021) des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung können einige der aufgeführten Familienkonstellationen für die Bevölkerung in Deutschland zwischen 18 und 53 Jahren dargestellt werden, allerdings mit einer größeren Unsicherheitstoleranz als beim Mikrozensus, da die Stichprobe wesentlich kleiner ist.⁶ Von den durch-

Diversität zeigt sich nicht nur durch die Vielfalt von Lebensformen, sondern auch durch ihre sozialstrukturelle Verteilung.

⁶ Diese Studie nutzt Daten des FReDA Panels, Datenrelease v.1.0.0 (Bujard et al. 2022).

schnittlich 22.000 Befragten im Jahr 2021 waren knapp die Hälfte (47 %) Eltern. Von den Eltern lebten rund 1 Prozent in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft, zu wenige, um die Gruppe weiter ausdifferenzieren zu können. Die anderen Eltern leben vor allem als Ehepaar mit Kindern (74 %), in nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern (18 %) und als Alleinerziehende (8 %). Die abweichenden Zahlen zur amtlichen

Statistik ergeben sich daraus, dass sich der Mikrozensus nur auf Haushalte bezieht, während die familialen Lebensformen in FReDA über den Haushaltskontext hinaus definiert wurden und damit Vielfalt auch genauer erfassen kann. Diversität zeigt sich nicht nur durch die Vielfalt von Lebensformen in einer Gesellschaft, sondern auch durch ihre sozialstrukturelle Verteilung, was sich durch die feineren Analysemöglichkeiten von

Tabelle 1: Verteilung familialer Lebensformen nach ausgewählten sozialstrukturellen Merkmalen (in Prozent)

	Bildung		Religion		Wohnort			Migrationsstatus	
	niedrig/mittel	hoch	Ost	West	ländlich	semi-urban	urban	in D. geboren	nicht in D. geboren
Ehepaar mit Kindern	70,9	80,6	60,4	77,4	77,1	75,9	70,7	71,9	79,6
Lebensgemeinschaft mit Kindern	20,0	14,1	30,0	15,2	17,0	16,6	19,9	20,2	12,5
Alleinerziehende	9,1	5,3	9,6	7,4	5,9	7,5	9,4	7,9	7,9
Gesamt N	6.027	3.267	1.705	8.009	3.290	4.269	2.128	5.406	2.615

Quelle: FReDA 2021, W1A; Daten gewichtet; Die Angaben beziehen sich auf die befragte Person („Ankerperson“)

⁷ Hochgebildet nach ISCED 2011, akademisch: Bachelor od. höher, berufsbildend: Meister (Statistisches Bundesamt (2023).

FReDA zeigen lässt (vgl. Tabelle 1). So sind Ehepaare mit Kindern häufiger bei formal Hochgebildeten⁷ zu finden, die im Vergleich zu Menschen mit niedrigerer oder mittlerer Bildung dafür seltener in nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern leben oder alleinerziehend sind. Zwischen den alten und den neuen Bundesländern finden sich auch über 30 Jahre nach der Wiedervereinigung noch charakteristische Unterschiede, insofern als in Ostdeutschland Eltern wesentlich häufiger unverheiratet mit ihren Kindern zusammenleben (60,4 % vs. 77,4 %).

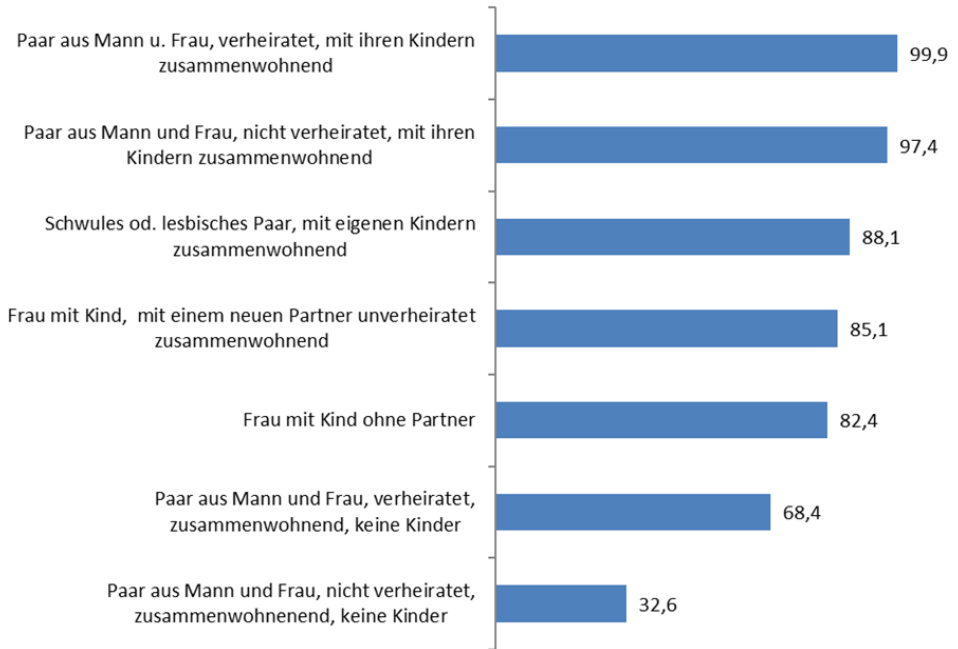
Ebenso wie die grobe geografische Unterscheidung nach Ost- und Westdeutschland zeigt ein Blick auf die Wohnortgröße, dass in unterschiedlichen sozialstrukturellen Räumen unterschiedliche familiäre Lebensformen dominieren. Tatsächlich leben in ländlichen Gebieten Familien häufiger als verheiratete Paare zusammen (77,1 %) und seltener unverheiratet als in mittleren oder Großstädten (70,7 % verheiratet). Auch Alleinerziehende findet man am häufigsten in Großstädten (9,4 % vs. 5,9 % im ländlichen Raum). Die Frage, ob jemand in Deutschland geboren ist, wirkt sich schließlich ebenfalls auf die Lebensform aus. Eltern, die in der Bundesrepublik geboren wurden, leben seltener in einer Ehe als diejenigen, die im Ausland geboren wurden (71,9 % vs. 79,6 %). Da die Gruppe derjenigen, die nicht in Deutschland geboren sind, sehr heterogen ist, findet sich hier bei den Alleinerziehenden kein Unterschied.

2. Gesellschaftliche Akzeptanz verschiedener Familienformen

Die tatsächliche Verteilung von Lebensformen hängt auch von ihrer sozialen Akzeptanz ab, denn nur dadurch werden sie für die meisten Menschen zu einer realistischen Option der Lebensgestaltung. Der Familienleitbildsurvey des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung aus dem Jahr 2012 ermöglicht eine Einschätzung der Wahrnehmung familiärer Vielfalt von jungen Erwachsenen im Alter zwischen 20 und 39 Jahren. In der Befragung sollten sieben verschiedene Lebensformen danach beurteilt werden, ob man sie persönlich als Familie bezeichnen würde oder nicht. Die Lebensformen variieren nach den Merkmalen Familienstand, Elternschaft, Haushaltskontext und Gegen- bzw. Gleichgeschlechtlichkeit. Die Zustimmung, dass Paare mit eigenen Kindern als Familie zu betrachten sind, liegt bei fast 100 Prozent, unabhängig davon, ob die Paare verheiratet sind oder nicht (vgl. Abb. 3, S. 17). Die Geburt eines Kindes hat also die Ehe als konstituierendes Element für Familien in Deutschland abgelöst. Die nächsten Lebensformen, die zu 80 bis 90 Prozent als Familie bezeichnet wurden, beziehen sich ebenfalls alle auf Eltern, mit dem Unterschied, dass diese entweder in einer neuen Partnerschaft leben, gleichgeschlechtlich oder alleinerziehend sind. Hier gilt, dass für die meisten Befragten Familie dort

Die Geburt eines Kindes hat also die Ehe als konstituierendes Element für Familien in Deutschland abgelöst.

Abbildung 3: Einschätzung junger Erwachsener, welche Gruppe Familie ist, Angaben in Prozent



Quelle: Familienleitbildsurvey FLB 2012 (Schneider et al. 2016), gewichtet, eigene Berechnungen.

ist, wo Kinder sind. Lebensformen ohne Kinder werden generell seltener als Familie betrachtet, wobei bei diesen der Familienstand nun doch eine wichtige Rolle spielt und einen großen Unterschied ausmacht. Während Ehepaare ohne Kinder von über der Hälfte der jungen Erwachsenen als Familie betrachtet werden, liegt der Anteil bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften, die zusammenwohnen bei einem Drittel. Hier spielt wohl die Erwartung der kindzentrierten Eheschließung, d.h. dass auf eine Ehe auch Kinder folgen, eine Rolle. Aktuelle Berechnungen mit

dem familiendemografischen Panel FReDA des Bundesinstitutes für Bevölkerungsforschung bestätigen diese Befunde. Auch im Jahr 2021 stimmt nur ein Fünftel der jungen Erwachsenen zwischen 18 und 53 Jahren in Deutschland der Aussage zu, dass die Ehe eine überholte Einrichtung sei. Gleichzeitig finden es aber 92 Prozent in Ordnung, ohne Trauschein zusammenzuleben und 89 Prozent befürworten eine Scheidung, wenn eine Ehe unglücklich ist, auch wenn das Paar Kinder hat. Schließlich ist die überwiegende Mehrheit (79 Prozent) der

Meinung, dass homosexuelle Paare die gleichen Rechte haben sollten wie heterosexuelle Paare (Diabaté/Ruckdeschel 2024).

Die hohe Toleranz, die sich in diesen Zahlen ausdrückt, bedeutet allerdings nicht, dass es das Bild einer „klassischen Familie“ nicht mehr geben würde. Für die qualitative Studie „Familie in Bildern“ aus dem Jahr 2015 (Lück et al. 2018) sollten Befragte eine aus ihrer Sicht „richtige“ Familie zeichnen, wurden also gewissermaßen gezwungen, sich auf ein Familienmodell festzulegen. Die Zeichnungen weisen eine gewisse Vielfalt auf, stellen jedoch überwiegend heterosexuelle Paare mit zwei oder drei Kindern dar. Insofern kann von einem im Kern stabilen Familienbild gesprochen werden, mit offenen Rändern, im Sinne einer hohen Toleranz für andere Lebensformen.

Während man für familiäre Lebensformen in Deutschland von einer tatsächlichen und gesellschaftlich akzeptierten Diversifizierung reden kann, wenn auch zum Teil weniger stark als es medial den Anschein hat, findet man bei der Kinderzahl eher eine Tendenz in Richtung stärkerer Standardisierung. In Deutschland, wie in ganz Europa, hat sich die sogenannte Zwei-Kind-Norm etabliert (Diabaté/Ruckdeschel 2016; Sobotka/Beaujouan 2014). Wird nach der idealen Kinderzahl gefragt, dann lautet die Antwort bei knapp der Hälfte der Befragten „zwei“, was sich auch mit der Realität deckt (Berlinger 2024). Über die Hälfte (52 %) der Mütter des Geburtsjahrganges 1974, die ihre fertile Phase weitgehend abgeschlossen hat, haben

zwei Kinder geboren und auch für die Jahrgänge davor und danach liegen die Zahlen zwischen 40 und 50 Prozent (Statistisches Bundesamt 2024b). Familien mit mehr Kindern sehen sich in einem derartigen gesellschaftlichen Umfeld eher mit Stigmatisierung als mit Akzeptanz konfrontiert (Diabaté et al. 2015; Diabaté/Ruckdeschel 2016). Unabhängig von der konkreten Ausgestaltung, gehören Kinder aber für den überwiegenden Teil (96 %) der jungen Deutschen zum Leben dazu (Dorbritz/Ruckdeschel 2015), auch wenn einer eigenen Familie nicht so häufig zugestanden wird, ein unverzichtbarer Bestandteil für persönliches Glück zu sein. Im Jahr 2018 stimmten 65 Prozent der Bevölkerung der Aussage zu, man brauche Familie „um wirklich glücklich“ zu sein (Ruckdeschel 2021). Kinder als notwendigen Bestandteil eines erfüllten Frauen- oder Männerlebens halten nur 16 (Frauenleben) bzw. 15 Prozent (Männerleben) (Diabaté/Ruckdeschel 2024).

Nicht selten gibt es auch die soziale Geburt einer Familie, bei der die Angehörigen per Beziehungsarbeit ihre Familie „herstellen“.

3. Zusammenfassung

In den vergangenen Jahrzehnten ist das Bild von Familien in Deutschland deutlich vielfältiger und ausdifferenzierter geworden. Es gibt nicht mehr „das“ eine Bild von Familie, längst sind verschiedene sich teilweise überlappende weit verbreitete Familienleitbilder entstanden, die auch statistisch weit verbreitet sind. Hauptkriterium ist nach wie vor die

Generationendifferenzierung. Familialer Alltag wird individuell und vielschichtig gestaltet, weniger die Entstehung als vielmehr die Herstellungsleistung („doing family“, Jurczyk 2020) rückt immer mehr in den Vordergrund, nicht selten gibt es neben der biologischen auch die soziale Geburt einer Familie, bei der die Angehörigen per Beziehungsarbeit ihre Familie „herstellen“. Zumeist entsteht die Vielfalt durch die biografischen Veränderungen, nämlich, dass Familienmitglieder

Die neue Vielfalt ist auf die Entstehungsmöglichkeiten, aber auch auf Verschiebungen in der quantitativen Ausbreitung zurückzuführen.

Brüche (z.B. Trennungen, Scheidungen) in der Familienbiografie erleben und dadurch Übergänge zu den unterschiedlichen Familienformen stattfinden, weshalb biologische, soziale und rechtliche Elternschaft häufiger separat voneinander liegen. In diesem Kontext kommt der Multilokalität von Familiennetzwerken oder -systemen eine immer größere Bedeutung zu, mit zahlreichen Herausforderungen. Nicht nur im alltagspraktischen oder familientherapeutischen Sinne, sondern auch im juristischen Bereich oder aber bei der statistischen Erfassung von multilokalen Familien. Darüber hinaus profitieren gleichgeschlechtliche Paaren und Personen aus dem LGBTQ+-Spektrum von der begonnenen Ent-Stigmatisierung ihrer Lebensweise, den reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten und den familienrechtlichen Reformen, so dass auch hier in den letzten Jahren deutlich mehr Raum und Absicherung für familiäre Vielfalt entstanden ist.

Insgesamt gibt es nun neben der herkömmlichen „klassischen“ Familie mit verheiratetem Elternpaar und leiblichen, daraus entstandenen Kind(ern) auch Ein-Eltern-Familien, Solo-Mütter, nichteheliche Lebensgemeinschaften, und Patchwork-, Stief-, Adoptiv- und Pflege-Familien. Darüber hinaus entstehen immer mehr Regenbogenfamilien, Mehrgenerationenhaushalte und verwandtschaftliche Lebensformen, in denen bspw. Kinder mit einem Elternteil und anderen verwandten erwachsenen Bezugspersonen wie z.B. einem Großeltern oder einer Tante aufwachsen. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, weshalb die Erfassung und Quantifizierung der Vielfalt so eine Herausforderung darstellt. Idealerweise sollten amtliche Datenerhebungen künftig alle Haushaltzugehörigen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse zueinander detailliert erfassen, zudem ist es sinnvoll, die Geschlechtsidentität und sexuelle Orientierung zu ermitteln. Da diese Fragen sensibel sind, werden sie in den amtlichen Daten nicht alle erhoben, darüber hinaus basieren die meisten Angaben auf Freiwilligkeit, was zusätzlich Raum für Untererfassung gibt.

Die neue Vielfalt ist auf die Entstehungsmöglichkeiten, aber auch auf Verschiebungen in der quantitativen Ausbreitung zurückzuführen. Zum einen hat sich der Anteil Alleinerziehender fortlaufend erhöht, dabei ist auch eine Zunahme an männlichen Alleinerziehenden zu beobachten, wobei weibliche Ein-Elternfamilien immer noch die große Mehrheit repräsentieren. Und immer mehr Kin-

der kommen (zunächst) nicht ehelich zur Welt. Einen weiteren Baustein zusätzlicher Vielfalt stellen Flucht und Zuwanderung dar. Zuwanderungsgeschichte und -erfahrung bilden weitere Aspekte, die sich z.B. darin äußern können, dass ein Teil der Kernfamilie im Ausland lebt.

Zukünftig ist davon auszugehen, dass neben der nach wie vor am weitesten verbreiteten Form, der Zwei-Elternfamilie mit leiblichen Kind(ern), es zu einer weiteren Ausdifferenzierung kommen wird, in der sich die verschiedenen Aspekte von Entstehung miteinander vielfältig kombinieren lassen. Wenn der Familienbegriff weiter gefasst wird, dahingehend, dass es um auf Dauerhaftigkeit angelegte Versorgungsgemeinschaften geht, könnte es in Zukunft zusätzliche Familienformen geben. Denn auch die Sorgearbeit für Menschen mit Behinderungen, chronisch Kranke, Pflegebedürftige, und Ältere bzw. Hochbetagte wird vermutlich immer häufiger auch informell jenseits des institutionellen Pflegesektors organisiert werden. Um Familien möglichst bedarfsgerechte Strukturen und Unterstützung zukommen zu lassen, ist es notwendig, sie statistisch möglichst genau zu erfassen. Nur so können familienpolitische Maßnahmen und Neuregelungen am besten zugeschnitten, angepasst und weiterentwickelt werden.

Literaturverzeichnis

- Bender, Désirée/Eck, Sandra (2020): Displaying Co-Elternschaft – normative Darstellungs- und Orientierungsmuster und ihre Über-schreitung. In: Peukert, Almut et al. (Hrsg.): Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit, Opladen, S. 44-59.
- Beringer, Samira (2024): Neue Entwicklungen bei Geburtenraten und ideale Kinderzahl in Deutschland. In: Gynäkologische Endokrinologie, Jg. 22, H. 1, S. 58-63.
- Bujard, Martin et al. (2022): FReDA – Das familiendemographische Panel. Data File Version 1.0.0.
- de Vries, Lisa (2021): Regenbogenfamilien in Deutschland. Ein Überblick über die Lebenssituation von homo- und bisexuellen Eltern und deren Kindern. München.
- Deutscher Bundestag (2018): Gesetzliche Regelungen der Elternschaft. Ein Überblick über Regelungen der Elternschaft und die Möglichkeit einer Mehrelternschaft in verschiedenen Rechtsordnungen.
- Diabaté, Sabine et al. (2015): Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin u.a, S. 171-190.
- Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (2016): Gegen den Mainstream. Leitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zur Erklärung der Abweichung von der Zweikindnorm. In: Zeitschrift für Familienforschung, Jg. 28, H. 3, S. 328-356.
- Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (2024): Werte, Normen, Einstellungen zu Geschlecht und Familie. In: Statistisches Bundesamt/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung/Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Sozialbericht 2024. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Dorbritz, Jürgen/Ruckdeschel, Kerstin (2015): Heirat Haus Kinder? Leitbilder der Familien-gründung und der Familienerweiterung. In:

- Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen, Berlin u.a, S. 133-154.
- Ecarius, Jutta/Schierbaum, Anja (Hrsg.) (2020): Handbuch Familie. Cham.
- Eggen, Bernd/Rupp, Marina (2011): Gleichgeschlechtliche Paare und ihre Kinder. In: Rupp, Marina (Hrsg.): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung und Alltagsgestaltung. Opladen, S. 23-38.
- Golombok, Susan et al. (2021): Single mothers by choice: Parenting and child adjustment in middle childhood. In: *Journal of family psychology*, Jg. 35, H. 2, S. 192-202.
- Jurczyk, Karin (Hrsg.) (2020): Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen. Weinheim.
- Konietzka, Dirk/Zimmermann, Okka: Die Familie in der Gegenwart. In: Ecarius, Jutta/Schierbaum, Anja (Hrsg.): Handbuch Familie, Wiesbaden, S. 1-21.
- Krähenbühl, Verena et al. (2011): Stieffamilien. Struktur – Entwicklung – Therapie. Freiburg, Breisgau.
- Kuhnt, Anne-Kristin/Passet-Wittig, Jasmin (2023): Familie und Reproduktionsmedizin. In: Arránz Becker, Oliver/Hank, Karsten/Steinbach, Anja (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden, S. 1-29.
- Kuhnt, Anne-Kristin/Steinbach, Anja (2014): Diversität von Familie in Deutschland. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden, S. 41-70.
- Lück, Detlev et al. (2018): Familie in Bildern (FiB 2015). Methodenbericht zur Studie. Wiesbaden.
- Menne, Sarah/Funcke, Antje (2024): Alleinerziehende in Deutschland. Gütersloh.
- Nave-Herz, Rosemarie (2013): Ehe- und Familiensoziologie. Weinheim.
- Rosenbaum, Heidi (2014): Familienformen im historischen Wandel. In: Steinbach, Anja/Hennig, Marina/Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft. Wiesbaden, S. 19-39.
- Ruckdeschel, Kerstin (2021): Einstellungen zu Elternschaft, Familie und Lebensformen. In: Statistisches Bundesamt/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung/Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Datenreport 2021. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Berlin, S. 420-423.
- Ruckdeschel, Kerstin/Kuhnt, Anne-Kristin/Diabaté, Sabine (2024): Zur Sozialstruktur von Fertilität und Familie in Deutschland. In: Böhne, Petra/Konietzka, Dirk (Hrsg.): Handbuch Sozialstrukturanalyse. Wiesbaden, S. 1-29.
- Schneider, Norbert F. et al. (2016): Familienleitbilder in Deutschland (FLB). Köln.
- Schneider, Norbert F. et al. (2021): Family Research and Demographic Analysis (FReDA): Evolution, Framework, Objectives, and Design of “The German Family-Demographic Panel Study”. In: *Comparative Population Studies*, Jg. 46. Jg.
- Sobotka, Tomas/Beaujouan, Eva (2014): Two Is Best? The Persistence of a Two-Child Family Ideal in Europe. In: *Population and Development Review*, Jg. 40, H. 3, S. 391-419.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2023): Bildungsfinanzbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2024a): Familien mit minderjährigen Kindern im Zeitvergleich nach Lebensform in Deutschland. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Tabellen/2-8-Ir-familien.html> (zuletzt aufgerufen am 27.06.2024).
- Statistisches Bundesamt (2024b): Frauen: Deutschland, Geburtsjahr der Frau, Kinde-

- ranzahl. Ergebnis 12612-0050. <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?operation=abruftabelleBearbeiten&levelindex=1&levelid=1719646668767&auswahloperation=abruftabelleAuspraegungAuswaehlen&auswahlverzeichnis=ordnungsstruktur&auswahlziel=werteabruf&code=12612-0050&auswahltext=&werteabruf=Werteabruf#abreadcrumb> (zuletzt aufgerufen am 29.06.2024).
- Steinbach, Anja (2008): Stieffamilien in Deutschland. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 33, H. 2, S. 153-180.
- Steinbach, Anja (2017): Mutter, Vater, Kind: Was heißt das heute? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 67, H. 30-31, S. 4-8.
- Steinbach, Anja et al. (2021): Erste Ergebnisse der Studie „Familienmodelle in Deutschland“ (FAMOD): Zur Bedeutung des Wechselmodells für das kindliche Wohlbefinden nach elterlicher Trennung oder Scheidung. In: Zeitschrift für das gesamte Familienrecht (FamRZ), Jg. 68, H. 10, S. 729-740.
- Wagner, Michael/Valdés Cifuentes, Isabel (2014): Die Pluralisierung der Lebensformen – ein fortlaufender Trend? In: Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 39, H. 1, S. 73-98
- Wimbauer, Christine (2022): Co-Elternschaft. In: Haller, Lisa Y./Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen, S. 549-559.
- Zartler, Ulrike/Berghammer, Caroline (2023): Ein-Eltern-Familien. In: Arránz Becker, Oliver/Hank, Karsten/Steinbach, Anja (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden, S. 543-570.

Kerstin Ruckdeschel

Kerstin Ruckdeschel (Dipl. Soz.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden mit den Forschungsschwerpunkten Familiensoziologie und -demografie. Neben Forschung betreibt sie dort auch Politikberatung und Öffentlichkeitsarbeit. Zuletzt beschäftigte sie sich mit dem Einfluss von kulturellen Vorstellungen auf Familienleben und Fertilität in Deutschland und im internationalen Vergleich. Weitere thematische Schwerpunkte sind unter anderem Kinderwunsch und Elternschaft, v. a. Intensivierte Elternschaft, Arbeitsteilung, Gender Ideologies sowie Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Gemeinsam mit Sabine Diabaté und Norbert F. Schneider ist sie Herausgeberin des Buches „Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben“.



Dr. Sabine Diabaté

Dr. Sabine Diabaté leitet am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden die Forschungsgruppe „Familie“. Sie hat an der Universität zu Köln und University of London (Erasmus) Soziologie mit Kunstgeschichte und Musikwissenschaften studiert, danach als Hörfunk-Journalistin gearbeitet und 2011 an der Universität zu Köln promoviert. Seit 2012 forscht sie am BiB zum Wandel von Elternschaft, Geschlechterrollen und Paarbeziehungen, seit der Pandemie auch Familien und deren Wohlbefinden. Sie ist Sprecherin des AK „Familie und Fertilität“ der Deutschen Gesellschaft für Demographie (DGD), Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS), European Sociological Association (ESA), und Stiftungsrätin der Karl Kübel Stiftung.



Familie im Wandel

„Doing family“ zwischen Konvention und Transformation

Von Marlene Resch und Paula-Irene Villa

Immer wieder wird das Ende der Kleinfamilie heraufbeschworen, doch wie steht es wirklich um Transformation und Beständigkeit von Familie? Dieser Beitrag beleuchtet aktuelle Trends und zeigt auf, warum die tieferegehende Forschung eines neuen Familienmodells (Co-Elternschaften), bei dem zwei oder mehr Menschen abseits einer romantischen Beziehung ein Kind zusammen großziehen, uns über die Zukunft von Familienformen einiges sagen kann.

Anything Goes: Ist Familie wirklich so vielfältig wie wir denken?

Seit den 1980er Jahren wird in der Soziologie eine grundlegende Transformation von Familie sowie deren Pluralisierung proklamiert (u. a. Beck/Beck-Gernsheim 1990, Beck-Gernsheim 2000, Herth/Kaufmann 1982). Familie löst sich, so eine Diagnose, immer stärker von (z. B. geschlechtlichen) Rollennormen sowie von ökonomischen oder rechtlichen Konventionen und wird damit immer mehr zur individuellen Aushandlungssache (z. B. Krüger/Born 2000). Diese Entwicklungen finden in einem Wechselspiel mit Flexibilisierung von Erwerbsarbeit, aufbrechenden Geschlechtervorstellungen und individualisierten Selbst- und Lebenskonzepten

statt (Jurczyk et al. 2009). Auch auf politischer Ebene ist die „Vielfalt von Familien“ (BMFSFJ 2021a: 28) eine populäre Chiffre: Mit einer Reform des Familien- und Abstammungsrechts sowie dem geplanten Rechtsinstitut der sogenannten Verantwortungsgemeinschaft will die Ampelregierung der „sozialen Wirklichkeit“ (Justizminister Marco Buschmann, nach Kornmeier 2024) von diversen Familienformen Anerkennung verschaffen und einen rechtlichen Rahmen bieten.

Die angenommene Pluralisierung von Familie wird in anderen politischen Milieus, z. B. im Rechtskonservativen, als „Werteverfall“ (Wimbauer et al. 2018: 125) beklagt und im rechten Spektrum ausdrücklich bekämpft (AfD 2017). So wird in ganz unterschiedlichen politischen

Richtungen, in den Sozialwissenschaften und medial von einem baldigen „Ende der Kleinfamilie“ (Vorsamer 2017) ausgegangen. Doch wie nah sind wir diesem Ende wirklich?

Dass Familie längst nicht mehr, und wohl noch nie, nur eine ganz bestimmte Form hat(te), ist empirisch gut belegt (BMFSFJ 2021b, Fuhs 2007, Peuckert 2012). Trotzdem bleibt die heterosexuelle Zwei-Eltern-Familie mit biologischer Elternschaft mit ca. 71 Prozent die quantitativ dominante Familienform (Jurczyk/Klinkhardt

2013: 24). 2022 lebten 71,8 Prozent der minderjährigen Kinder mit ihren verheirateten, heterosexuellen Eltern, 1996 lag die Zahl noch bei 83,4 Prozent (BMFSFJ 2024). Familienleitbilder scheinen

sich, bei aller medialen Pluralisierung und politischer Dramatisierung, damit zu decken: 2010 gaben im Familienreport des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 95 Prozent der Befragten an, dass sie unter einer Familie ein verheiratetes Ehepaar mit Kindern verstehen (BMFSFJ 2010: 35). 79 Prozent der deutschen Bevölkerung sagen zudem, dass Familie für sie der wichtigste Lebensbereich sei (Institut für Demoskopie Allensbach 2016). Die auf dem *romantischen* Liebesideal gründende heterosexuelle (historisch: *bürgerliche*) Kleinfamilie bleibt auch weiterhin hegemonial und ist institutionell privilegiert (Wimbauer et al. 2018).

Die heterosexuelle (historisch: bürgerliche) Kleinfamilie bleibt auch weiterhin hegemonial und ist institutionell privilegiert.

Pluralisierung familialer Lebensweisen

Worauf also stützt sich die These der Pluralisierung von Lebensformen, die Soziolog:innen wie Ulrich Beck, Elisabeth Beck-Gernsheim (Beck/Beck-Gernsheim 1990, Beck-Gernsheim 2000) und Anthony Giddens (1992) behaupten? Auch wenn diese Pluralisierung empirisch nicht dramatisch ist, wie medial oder politisch vielfach angenommen (Hettlage 2000), ist die Privatisierung und Individualisierung von Familien(beziehungen) tatsächlich eine wesentliche Transformation in (post-)modernen Gesellschaften. Dies zeigt sich z.B. an der Zunahme von nicht-ehelichen Elternschaften, Patchwork-, Stief- und Regenbogenfamilien sowie einem Rückgang an Eheschließungen. Wohnort und Haushaltsformen von Familien differenzieren sich durch Trennungs- und Living-Apart-Together-Konstellationen aus (Stadelbacher 2020). Die Zahl von Ein-Eltern-Familien ist von 13,8 Prozent in 1996 auf knapp 20 Prozent (Destatis 2024a) gestiegen. Und auch wenn es schon früher diverse Familienformen gab, sind deren Gründe und Entstehungsprozesse sowie deren kulturelle und rechtliche Anerkennung heute deutlich anders: Entstanden bspw. Stieffamilien bis Mitte des 20. Jahrhunderts hauptsächlich durch den Tod eines Elternteils, resultieren sie heute häufig aus Trennung und neuer Partnerschaft (Peuckert et al. 2018). Auch Solo-Mutterschaft ist heute immer häufiger eine bewusste Entscheidung (Mayer-Lewis 2020).

Die Ehe verliert als Institution und als Grundlage für die Familiengründung (ein wenig) an Bedeutung: Die Zahl der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern ist von 4,8 Prozent in 1996 auf 12 Prozent in 2022 gestiegen (BMFSFJ 2024, Destatis 2024a). Von 1950 bis 2023 ist die Zahl der Eheschließungen je 1000 Einwohner:innen von elf auf vier gesunken (Destatis 2024b). Dabei steigt auch das Alter bei der Eheschließung sowie der Geburt des ersten Kindes statistisch an (Destatis 2024c). Etwa ein Drittel der in einem Jahr geschlossenen Ehen werden wieder geschieden, was in rund 50 Prozent der Fälle Familien mit minderjährigen Kindern betrifft (Statistisches Bundesamt 2024a). Etwa 70 Prozent der Befragten akzeptieren eine Scheidung bei Eheproblemen als gute Lösung (Destatis/WZB 2013: 65): Die Zahl von Scheidungen sowie die Scheidungsquote befinden sich allerdings derzeit in einem rückläufigen Trend (BMFSFJ 2024, Statistisches Bundesamt 2024b).¹ Trotz einer Hegemonialstellung der *Kernfamilie* mit biologischer Elternschaft vervielfältigen sich also Formen von Familie und es findet eine Dynamisierung von Lebensverläufen im Kontext Familie statt (Jurczyk/Klinkhardt 2013).

¹ Ob es sich dabei um eine echte Trendumkehr handelt, ist noch nicht abschließend festzustellen. Die rücklaufende Quote kann auch dadurch entstehen, dass mehr Menschen heiraten, die mit einem niedrigen Scheidungsrisiko einhergehende Merkmale aufweisen oder Scheidungen im Lebensverlauf später eintreten als früher (Hank et al. 2023).

Bedeutungswandel von Familie

Familiensoziologisch reicht der Blick auf statistische Trends jedoch nicht:

„Demographische Statistiken, die familiäre Lebensverhältnisse abbilden, sagen nichts darüber aus, wie gewollt oder ungewollt, freiwillig oder unfreiwillig die Menschen in diesen Lebensverhältnissen leben. Sie sagen damit auch nichts darüber aus, welche Dynamik sich hinter diesen Zahlen verbirgt. Deshalb muß auch nach der subjektiven Bedeutung der objektiven Daten gefragt werden.“ (Beck-Gernsheim 2000: 8)

Betrachtet man die subjektive Bedeutung zeigt sich, dass Familie an Selbstverständlichkeit verloren hat: *Ob* und *Wie* von Familiengründung und -ausgestaltung sind durch Enttraditionalisierung und Individualisierung (Jurczyk 2023), Reproduktionstechnologien (Dionisus 2021) und die postfordistische Neuordnung des Arbeitsmarktes (Becker-Schmidt 2010) flexibler geworden. Die Entscheidung über Familie und deren Gestaltung wird zunehmend zur bewussten Wahl. Das ist Freiheit und Zumutung zugleich. So führt u. a. die Entgrenzung von Erwerbsarbeit dazu, dass die emotionale und praktische Gemeinschaft und Familienzeit immer aktiver hergestellt werden müssen (Jurczyk 2023).

Die zunehmende Notwendigkeit von Aushandlung von Familie lässt

Die zunehmende Notwendigkeit von Aushandlung von Familie lässt sich mit dem Konzept des Doing Family von Jurczyk greifen.

Durch neue Familienkonstellationen werden biologische, genetische, rechtliche und soziale Elternschaft zunehmend voneinander entkoppelt.

sich mit dem Konzept des *Doing Family* von Karin Jurczyk et al. (2014) greifen: Innerhalb dieses Ansatzes wird Familie als etwas verstanden, das aktiv und prozesshaft hergestellt wird und in deren Zentrum *Care*² steht. Familie wird dabei als auf Dauer angelegtes, generationsübergreifendes Gefüge von Sorgebeziehungen definiert, das durch alltägliche Praxis und die dabei immer mitlaufenden Sinnkonstruktion hergestellt wird (Jurczyk et al. 2014). Dabei hat sich Familie „von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsreichen Aktivität“ (Schier/Jurczyk 2007: 10) entwickelt.

Die Enttraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Dieser Prozess destabilisiert nicht nur das traditionelle männliche Ernährer-Modell und führt zu einem Anstieg der Erwerbsquote von Frauen, sondern fördert auch ein Ideal der egalitären Arbeitsteilung und bringt neue Vaterschaftskonzepte, wenn auch nicht unbedingt deren Realisierung, hervor (Kurz

² Jurczyk definiert *Care* dabei „als die Gesamtheit der gesellschaftlich und individuell notwendigen Formen der Fürsorge von Menschen inklusive der Tätigkeiten, die zur Wiederherstellung von Gesundheit, Arbeitskraft oder Leistungsfähigkeit notwendig sind, aber auch vielfache Formen des Sich-Kümmerns, die darüber hinausgehen“ (Jurczyk 2020: 125).

2005, Jurczyk 2023, Scholz 2009). In Kombination mit alternativen Familienformen eröffnen sich so neue Entscheidungskorridore und Aushandlungsprozesse, wodurch sich Familie zunehmend zu einer „reflexiven Gemeinschaft“ (Lash 1996: 252) entwickelt.

Einen Bedeutungswandel stellen Sasha Roseneil und Shelley Budgeon (2005) auch im Bereich von Intimität und Fürsorge fest; sie beschreiben eine neue Kultur, die sich durch die Konzentration auf Freundschaft und den relativen Bedeutungsverlust von Sexualität auszeichnet. Sie zeigen auf, wie Intimität und Sorge zudem vermehrt außerhalb der klassischen Familienstrukturen stattfindet. Zu beobachten sei eine teilweise Auflösung der Verknüpfung von Familie und Ehe sowie der konstitutiven Verbindung von biologischer Verwandtschaft, Heterosexualität und Familie (vgl. auch Maihofer 2018). Durch neue Familienkonstellationen werden also biologische, genetische, rechtliche und soziale Elternschaft zunehmend voneinander entkoppelt (Vaskovic 2009): „Das ‚Paket‘ der alten Institution ist aufgeschnürt, die einzelnen Elemente sind gegebenenfalls ‚isolierbar‘ und für sich zugänglich, aber auch in verschiedenen Varianten kombinierbar“ (Tyrell 1988: 155).

Kinder bleiben dabei jedoch häufig das konstitutive Merkmal von Familie (Peter 2012). Dies deckt sich mit einem generellen Trend zur verstärkten Projekthaftigkeit von Elternschaft: Praktiken der Elternschaft werden mit managerialen Logiken verknüpft, die mit einer Entgrenzung

elterlicher Zuständigkeiten einhergehen (Jergus et al. 2018): Durch das verstärkte Verständnis von Familie als Bildungsort sowie einer zunehmenden normativen Zentralisierung von Kindern als Glücksversprechen, kommt es zu einer Intensivierung von Elternschaft (Jurczyk 2023), die sich neben höheren Anforderungen an Eltern auch in der steigenden Investition von Geld, Zeit sowie immateriellen Ressourcen in die Kindererziehung widerspiegelt (DJI 2022).

Co-Eltern als Indikator für die Zukunft von Familie

Eine Familienform, anhand der der Bedeutungswandel von Familie und die Zentralisierung des Kindes besonders deutlich wird, sind Co-Eltern-Familien. Unter Co-Elternschaft werden dabei jene Familienkonstellationen verstanden, in denen zwei oder mehr Menschen zusammen eine Familie gründen und gemeinsam Kinder haben, ohne dass sie in einer Paar- und/oder *romantischen* Liebesbeziehung miteinander verbunden sind oder je waren (Wimbauer 2021). Außerdem ist von Bedeutung, dass die Übernahme von Sorge von einem oder mehreren Kindern geplant und auf einen verbindlichen und langfristigen Zeithorizont ausgelegt ist (Bender/Eck 2020). Diese Form von Elternschaft und Familie wird als Ausdruck sozialer Transformationsprozesse verstanden, der zwar nicht besonders relevant in quantitativer Hinsicht ist, jedoch analytisch aufschlussreich für die Zukunft von Familienformen sein kann. Obwohl sich das The-

ma Co-Elternschaften großer medialer Aufmerksamkeit erfreut (u. a. Baum 2024), ist es in der sozialwissenschaftlichen Forschung noch verhältnismäßig wenig betrachtet (Wimbauer 2021).

Wimbauer bietet in „Co-Parenting und die Zukunft der Liebe“ einen essayistischen Überblick, in dem sie das emanzipatorische Potenzial von Co-Elternschaften sowie die Auswirkungen dieses Familienmodells auf das Konzept der *romantischen* Liebe diskutiert (Wimbauer 2021). In ihren Untersuchungen eröffnet sie ein Spannungsfeld von Co-Elternschaften als „Dystopie, pragmatisch-egalitäres Zukunftsmodell oder gar egalitäre postgender-Utopie“ (Wimbauer 2021: 28) und unterlegt ihre Argumentation dabei mit diversem Datenmaterial aus Interviews, Selbsterfahrungs- sowie Medienberichten. Die Gleichzeitigkeit von subversiven, widerständigen Momenten und Normalisierungsstrategien durch Reproduktion traditioneller familiärer Ordnungsmuster wird auch in den ethnographischen Studien von Bender und Eck (2020, Bender 2019, 2021) und Nay (2017) deutlich.

Schlender fokussiert die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in Co-Elternschaften und zeigt, dass trotz der Abwesenheit *romantischer* Liebe eine Kontinuität der geschlechtsspezifischen Verteilung von Sorgearbeit gegeben ist (Schlender 2020, 2021). Traditionelle Vorstellungen von Familie und Partnerschaft sowie die damit einhergehende vergeschlechtlichte Arbeitsteilung und Normen bleiben innerhalb posttradi-

tionaler Familienformen oft bestehen (Schlender 2020, 2021). Also auch hier: Altbekanntes hinter der spektakulär neuen Fassade.

In der englischsprachigen Forschung konzentrieren sich die Arbeiten von Segal-Engelchin, Erera und Cwikel (2012, 2014) auf sogenannte *Hetero-Gay-Familien*, in denen schwule Väter gemeinsam mit einer

Es fehlt eine systematische Betrachtung, die die Lebensweise und den Alltag von Co-Eltern-Familien inklusive Kinder in den Blick nimmt.

heterosexuellen Frau ein Kind großziehen. Dabei untersuchen sie sowohl die Motivation für Co-Parenting als auch die Aushandlungen von *Gender*, *Sexualität*, *Elternschaft* und *Machtstrukturen*

innerhalb dieser Familienform. Wie in den Arbeiten von Jogl (2019) und Breuning (2024), kann hier aufgezeigt werden, wie die Herstellungsprozesse von Familie im Kontext von Co-Elternschaft von Biologismen, geschlechtsspezifischen Vorstellungen sowie einer Norm der zweigeschlechtlichen und paarförmigen Elternschaft geprägt sind. Hier zeigt die Forschung erneut: Was vordergründig radikal transformiert wirkt (und gewissermaßen ist), entpuppt sich als zugleich bemerkenswert traditional. Jadvá et al. (2015) untersuchen die Suche nach Co-Eltern im digitalen Raum und zeigen ein ansteigendes Interesse am Konzept Co-Elternschaft auf. Dies macht deutlich, dass Co-Elternschaft als Familienform in den kommenden Jahren weiter an Bedeutung gewinnen kann.

Trotz erster wissenschaftlicher Forschung zu Co-Eltern-Familien fehlt

es, gerade auch in Deutschland, an einer fundierten und umfassenden Untersuchung ihrer Alltagspraktiken. Bisherige Analysen haben sich vorwiegend auf die normative Frage nach emanzipatorischen Potenzialen und Motivationen von Co-Eltern konzentriert, während das konkrete alltägliche Leben dieser Familien weitgehend unberücksichtigt bleibt: Wie gestalten Co-Eltern-Familien ihren familialen Alltag? Welche Familienbilder und -werte prägen das Zusammenleben dieser Familien?

Es fehlt eine systematische Betrachtung, die die Lebensweise und den Alltag von Co-Eltern-Familien inklusive der Kinder in den Blick nimmt und damit zu einem besseren Verständnis dieser komplexen Familienform beiträgt. Insbesondere die Perspektive der Kinder als eigene Akteur:innen im Prozess des *Doing Family* innerhalb dieser Familienkonstellation ist bisher unerforscht: Wie reflektieren und gestalten Kinder posttraditionale Familien mit? Diese Frage ist nicht nur deshalb elementar, weil Argumente des Kindeswohls häufig ins Zentrum von Debatten um Familie gestellt werden (Nay 2018).

Neben den internen Dynamiken müssen auch die externen Herausforderungen von Co-Eltern-Familien noch tiefergehend betrachtet werden. Dazu gehören mögliche Diskriminierungserfahrungen wie strukturelle Hürden im gesellschaftlichen und rechtlichen Kontext: Wie erleben und bewältigen Co-Eltern-Familien solche Hindernisse? Und welche Bedarfe ergeben sich für die Familien? Die Forschungslücken zeigen, dass eine detaillierte Untersuchung der

alltäglichen Praktiken, Familienbilder und Bedarfe von Co-Eltern-Familien notwendig ist, um die Dynamiken dieser posttraditionalen Familienkonstellation umfassend zu verstehen und politische Handlungsempfehlungen daraus ableiten zu können.

Forschung zu Co-Elternschaft für eine zukunftsorientierte Familienpolitik

Hier knüpft das Forschungsprojekt „Transformation des Normalen? ‘Doing Family’ innerhalb von posttraditionalen Familien in Bayern“ an. Das Projekt im Rahmen des Bayerischen Forschungsverbundes ForFamily fragt danach, wie Familie innerhalb von Co-Eltern-Konstellationen hergestellt wird. Von besonderem Interesse sind dabei die Lebenswirklichkeit und das Selbstverständnis dieser Familien in Bayern. Diese werden mittels narrativer Familieninterviews untersucht. Die Erkenntnisse aus Co-Eltern-Familien haben Aussagekraft für Trends und Entwicklungen für die Zukunft von (posttraditionalen) Familien. Aus den Interviews mit Co-Eltern-Familien können zudem anhand der Bedarfe Policy-Impulse für eine nachhaltige Familienpolitik in Bayern und für das Familienrecht gewonnen werden.

Durch Interviews mit Expert:innen aus familiennahen Organisationen werden auch Interaktionen mit und Außenwahrnehmung von Co-Eltern-Familien einbezogen und so weitergehend analysiert, welche möglichen institutionellen Hürden und Barrieren für Co-Eltern-Familien bestehen. Denn auch außerfamiliäre

Akteur:innen, wie z.B. Fachkräfte in Betreuungs-, Beratungs- und Bildungseinrichtungen, sind im Sinne des *Doing Family*-Ansatzes in Form eines *Making of Family* an der Herstellung von Familie beteiligt, indem sie Leitbilder einer *guten* Familie transportieren und Einfluss auf die Ausgestaltung von Familie nehmen (Jurczyk 2023).

Besonders interessant für das Forschungsprojekt ist die Heterogenität von Lebenslagen innerhalb des Forschungsgebietes Bayern: urbane und ländliche, strukturstarke und -schwache, dicht und dünn besiedelte, religiöse oder säkulare, von Migration oder „Einheimischen“ geprägte Regionen liegen in Bayern dicht beieinander. Anhand des regionalen Fokus auf Bayern kann der Frage nachgegangen werden, ob und inwiefern Co-Elternschaft

ein milieuspezifisches Phänomen ist: „‘Postfamiliarität’, sofern es sie überhaupt gibt, ist in der Gesellschaft jedenfalls nicht gleich verteilt“ (Hettlage 2000: 91). Dieser möglichen Ungleichverteilung wird in der Forschung nachgegangen und intersektionale Differenz- und Ungleichheitsregime, insbesondere Geschlecht, Status, Bildung, Sexualität und regionale Infrastruktur in die Analyse einbezogen. Das Projekt wird dazu beitragen, weitere Erkenntnisse über die Transformation (und die Beständigkeit) von Familie zu generieren und die Familienform der Co-Elternschaft innerhalb dieser gesellschaftlichen Veränderungen einzuordnen.

Die Erkenntnisse aus Co-Eltern-Familien haben Aussagekraft für Trends und Entwicklungen für die Zukunft von Familien.

Literaturverzeichnis

- AfD (Alternative für Deutschland) (2017): Wahlprogramm Bundestagswahl 2017. https://www.afd.de/wp-content/uploads/2017/06/2017-06-01_AfD-Bundestagswahlprogramm_Onlinefassung.pdf (zuletzt aufgerufen am 3.8.2024).
- Baum, Anne (2024): Wenn die Eltern sich nicht romantisch lieben. In: Die Zeit vom 22.7. <https://www.zeit.de/arbeit/2024-07/co-parenting-modell-kindererziehung-freunde-eltern-partner/komplettansicht> (zuletzt aufgerufen am 29.7.2024).
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a.M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (2000): Was kommt nach der Familie? Alte Leitbilder und neue Lebensformen. München.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 65-74.
- Bender, Désirée (2019): Co-Elternschaften. Bedingungskonstellationen und biografische Entwicklungslinien. In: Burzan, Nicole (Hrsg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Göttingen.
- Bender, Désirée (2021): Co-Elternschaften. Familienverhältnisse in Un-Ordnung? In: Schöndelmayer, Anne-Christin/Riegel, Christine/Fitz-Klausner, Sebastian (Hrsg.): Familie und Normalität. Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse. Opladen, S. 207-223.
- Bender, Désirée/Eck, Sarah (2020): Displaying Co-Elternschaft – normative Darstellungs- und Orientierungsmuster und ihre Überschreitung. In: Peukert, Almut/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine/Motakef, Mona/Holzleithner, Elisabeth (Hrsg.): Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Opladen, S. 44-59.
- Breunig, Bernadette (2024): Co-Parenting als neues Modell der Familiengründung. In: Breunig, Bernadette/Schweiger, Gottfried/Walser, Angelika (Hrsg.): Kindheit – Bildung – Erziehung. Philosophische Perspektiven. Berlin, Heidelberg, S. 93-107.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2010): Familienreport 2010. Leistungen. Wirkungen. Trends.
- BMFSFJ (2021a): Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt.
- BMFSFJ (2021b): Familie heute. Daten, Fakten, Trends. Familienreport 2020.
- BMFSFJ (2024): Familienreport 2024.
- DJI (2022): Ungleiche Elternschaft: Warum die soziale Kluft zwischen Familien wächst und was der Neunte Familienbericht empfiehlt. DJI Impulse 01/22.
- Destatis (2024a): Familien mit minderjährigen Kindern im Zeitvergleich nach Lebensform in Deutschland. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Haushalte-Familien/Tabellen/2-8-Ir-familien.html>. (zuletzt aufgerufen am 29.7.2024).
- Destatis (2024b): Eheschließungen, Eheschließungen je 1000 Einwohner: Deutschland, Jahre. <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?sequenz=tabelleErgebnis&selectionname=12611-0001#abreadcrumb>. (zuletzt aufgerufen am 9.7.2024).
- Destatis (2024c): Das erste Kind kommt immer später. <https://www.destatis.de/Europa/DE/Thema/Bevoelkerung-Arbeit-Soziales/Bevoelkerung/Alter-bei-Geburt.html> (zuletzt aufgerufen am 29.7.2024).
- Destatis/WZB Datenreport (2013): Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Dionisius, Sarah Charlotte (2021): Queere Praktiken der Reproduktion. Wie lesbische und

- queere Paare Familie, Verwandtschaft und Geschlecht gestalten. Bielefeld.
- Fuhs, Burkhard (2007): Zur Geschichte der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden, S. 17-35.
- Giddens, Anthony (1992): *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love, and Eroticism in Modern Societies*. Stanford.
- Hank, Karsten/Hill, Paul B./Kopp, Johannes/Steinbach, Antonia (2023): Partnerschaft. In: Feldhaus, Michael/Schlegel, Monika (Hrsg.): *Familiensoziologie. Studienskripten zur Soziologie*. Wiesbaden. S. 55-124.
- Herlth, Alois/Kaufmann, Franz-Xaver (1982): Zur Einführung: Familiäre Probleme und sozialpolitische Intervention. In: Franz-Xaver Kaufmann (Hrsg.): *Staatliche Sozialpolitik und Familie*. München, S. 1-22.
- Hettlage, Robert (2000): Individualisierung, Pluralisierung, Postfamiliarisierung. Dramatische oder dramatisierte Umbrüche im Modernisierungsprozess der Familie? In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 12, H. 1, S. 72-97.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2016): *Allensbacher Archiv IfD-Umfrage 11058*.
- Jadva, Vasanti/Freeman, Tabitha/Tranfield, Erika/Golombok, Susan (2015): 'Friendly allies in raising a child': A survey of men and women seeking elective co-parenting arrangements via an online connection website. In: *Human Reproduction*, 30(8), S. 1896-1906.
- Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Wiesbaden.
- Jurczyk, Karin/Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy/Lange, Andreas/Voß, Günter (Hrsg.) (2009): *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung*. Berlin.
- Jurczyk, Karin/Klinkhardt, Josefine (2013): *Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte*. Bertelsmann-Stiftung. Berlin.
- Jurczyk, Karin/Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2014): *Doing Family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim.
- Jurczyk, Karin (Hrsg.) (2020): *Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen*. Weinheim.
- Jurczyk, Karin (2023): *Doing Family. Praxisrelevant für die Hebammenarbeit*. In: *Hebamme 2023*. Stuttgart, S. 30–39.
- Jogl, Ines (2019): *Elective Co-Parenting: Entscheidungsprozesse zu gewählter Co-Elternschaft*. https://www.soz.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_soziologie/3_Forschung/3.7_IfS_Working_Papers/IfS_WP_2019-1_Ines_Jogl_Elective_Co-Parenting.pdf (zuletzt aufgerufen am 30.7.2024).
- Kornmeier, Claudia (2024): *Abstammungsrecht. Wie Elternschaft geregelt werden soll*. <https://www.tagesschau.de/inland/innenpolitik/abstammungsrecht-buschmann-100.html> (zuletzt aufgerufen am 12.7.24).
- Krüger, Helga/Born, Claudia (2000): Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung – Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, Martin/Szydlilik, Marc (Hrsg.): *Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf – Alter – Generation*. Wiesbaden, S. 203-221.
- Kurz, Karin (2005): Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. Eine Längsschnittanalyse zur Wirkung von Arbeitsmarktunsicherheiten. In: Tölke, Angelia/Hank, Karsten (Hrsg.): *Männer, das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung*. Wiesbaden, S. 178-197.
- Lash, Scott (1996). Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott: *Reflexive Modernisierung*. Frankfurt a.M., S. 195-289.
- Maihofer, Andra (2018): Pluralisierung familiärer Lebensformen: Zerfall der Gesellschaft oder neoliberal passgerecht? In: Pühl, Katha-

- rina (Hrsg.): Kapitalismuskritische Gesellschaftsanalyse: Queer-feministische Positionen. Wien, S. 113-138.
- Mayer-Lewis, Birgit (2020): Familiengründung von Frauen außerhalb einer Partnerschaft. Was Solo-Mütter in Deutschland bewegt – eine qualitativ-empirische Untersuchung. In: Beier, Katharina/Brügge, Claudia/Thorn, Petra/Wiesemann, Claudia (Hrsg.): Assistierte Reproduktion mit Hilfe Dritter. Berlin, Heidelberg.
- Nay, Yve E. (2017): Feeling Family. Affektive Paradoxien der Normalisierung von „Regenbogenfamilien“. Wien.
- Nay, Yve E. (2018): Das „Kindeswohl“ im Rahmen von „Regenbogenfamilien“-Politiken. In: Psychosozial, Jg. 41, H. 151.
- Peter, Corinna (2012): Familie – worüber sprechen wir überhaupt? In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Wiesbaden.
- Peukert, Almut/Motakef, Mona/Teschlade, Julia/Wimbauer, Christine (2018): Soziale Elternschaft - ein konzeptuelles Stiefkind der Familiensoziologie. In: Neue Zeitschrift für Familienrecht, Jg. 5., H. 7, S. 322-326.
- Peuckert, Rüdiger (2012): Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden.
- Roseneil, Sasha/Budgeon, Shelley (2005): Kulturen von Intimität und Fürsorge jenseits der Familie – Persönliches Leben und gesellschaftlicher Wandel zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In: Feministische Studien, Jg. 23, H. 2, S. 259-276.
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): Familie als Herstellungsleistung in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 34. Jg., S. 10-17.
- Scholz, Sylka (2009): Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit: Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 82-99.
- Schlender, Alicia (2020): Who cares? Sorgearbeit in Co-Elternschaften. In: Buschmeyer, Anna/Zerle-Elsäßer, Claudia (Hrsg.): Forum Frauen- und Geschlechterforschung. Komplexe Familienverhältnisse – Wie sich das Konzept Familie im 21. Jahrhundert wandelt. Münster.
- Schlender, Alicia (2021): Sorgearbeit in Co-Elternschaften. Kontinuitäten und Brüche der Vergeschlechtlichung. In: Krüger-Kirn, Helga/Tichy, Leyla Z. (Hrsg.): Elternschaft und Gender Trouble: Geschlechterkritische Perspektiven auf den Wandel der Familie Opladen, S. 161-174.
- Segal-Engelchin, Dorit/ Erera, Pauline/Cwikel, Julie (2012): Having It All? Unmarried Women Choosing Hetero-Gay Families. In: Affilia, Jg. 27, H. 4, S. 391-405.
- Segal-Engelchin, Dorit/ Erera, Pauline/Cwikel, Julie (2014): Gay Men Choosing to Co-Parent with Heterosexual Women. In: Journal of GLBT Family Studies, Jg. 10, H. 5, S. 449-474.
- Stadelbacher, Stephanie (2020). Soziologie des Privaten in Zeiten fortgeschrittener Modernisierung: Eine Analyse am Beispiel des Sterbens zuhause. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2024a): Ehescheidungen und betroffene minderjährige Kinder. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Eheschliessungen-Ehescheidungen-Lebenspartnerschaften/Tabellen/ehescheidungen-kinder.html> (zuletzt aufgerufen am 20.8.2024).
- Statistisches Bundesamt (2024b): Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2022. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/> (zuletzt aufgerufen am 7.6.2024).
- Tyrell, Hartmann (1988): Ehe und Familie. Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz/Wehrspau, Michael (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Konstanz, S. 145-156.
- Vaskovics, Laszlo A. (2009): Segmentierung der Elternrolle. In: Zeitschrift für Familienfor-

schung. Sonderheft Nr. 6, S. 269-296.

Vorsamer, Barbara (2017): Das Ende der Kleinfamilie. Expertengespräch. In: Süddeutsche Zeitung vom 25.10. <https://www.sueddeutsche.de/leben/expertengespraech-das-ende-der-kleinfamilie-1.3722092> (zuletzt aufgerufen am 20.8.2024).

Wimbauer, Christine/Teschlade, Julia/Peukert, Almut/Motakef, Mona (2018): Paar- und

Familienleitbilder der „Mitte“ zwischen Persistenz und Wandel. Eine paar- und heteronormativitätskritische Perspektive. In: Schöneck, Nadine M./Ritter, Sabine (Hrsg.): Die Mitte als Kampfzone. Bielefeld, S. 125-142.

Wimbauer, Christine (2021): Co-Parenting und die Zukunft der Liebe: Über post-romantische Elternschaft. Bielefeld.

Marlene Resch

Marlene Resch, M.A., arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München am Lehrbereich Allgemeine Soziologie & Gender Studies. Im Rahmen des Projekts „Transformation des Normalen? Doing Family von posttraditionalen Familien in Bayern“ forscht sie zu Co-Elternschaften.



Prof. Dr. Paula-Irene Villa

Paula-Irene Villa ist Lehrstuhlinhaberin für Allgemeine Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie ist zudem seit 2021 Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und seit 2024 Ko-Sprecherin des Bayerischen Forschungsverbunds ForFamily.



Das Individuum lässt sich nicht über kollektive Zuschreibungen bestimmen

Wie Kinder im Kontext von kultureller Vielfalt zukunftsorientiert und nachhaltig begleitet werden können

Von Jens Kaiser-Kratzmann und Lena S. Kaiser

Der Beitrag greift aktuelle Diskussionen um die Bedeutung von Sprachkenntnissen von Kindern mit Migrationshintergrund auf und erweitert den Blick auf eine Betrachtung des Menschen in seiner individuellen Gewordenheit. In Verbindung mit derzeit verstärkt auftretenden globalen Krisen, die auch die Pädagogik der frühen Kindheit fordern, Konsequenzen für das pädagogische Handeln zu ziehen, wird aufgezeigt, wie Kinder in Naturkindergärten zukunftsorientiert und nachhaltig im Zusammenhang mit der Förderung von Biodiversität und Ökosystemen in der frühkindlichen Bildung begleitet werden können.

Kinder mit Migrationshintergrund sind im Jahr 2024 mit einem Anteil von ca. 40 Prozent in der Altersgruppe der 0-10-Jährigen ein selbstverständlicher Bestandteil unserer Gesellschaft. Personen mit Migrationshintergrund sind nach aktueller Definition Menschen, die selbst oder mindestens ein Elternteil die deutsche Staatsbürgerschaft nicht per Geburt besitzen. Laut aktuellstem Migrationsbericht der Bundesregierung sind das in Deutschland 23,8 Millionen Menschen, bzw. 28,7 Prozent der Bevölkerung (BMI/BAMF 2024: 186). Unter der Kategorie „Mi-

grationshintergrund“ verbirgt sich jedoch auf mehreren Ebenen eine sehr heterogene Gruppe. Strukturell unterscheiden sich die Kinder beispielsweise hinsichtlich des Herkunftslandes, der Aufenthaltsdauer, der Wohnregion oder auch dem sozioökonomischen Status der Eltern. Dementsprechend verschieden sind auch die Erfahrungen, die die Kinder in den Familien machen.

Der Besuch eines Kindergartens gehört heute für alle Kinder zur Normalbiografie. Ab dem Alter von vier Jahren beträgt die Bildungsbeteiligungsquote ca. 92 Prozent der Kin-

der. Allerdings zeigt sich ein migrationsgekoppelter Unterschied. Kinder mit Migrationshintergrund sind deutlich weniger in den Bildungseinrichtungen der frühen Kindheit beteiligt als Kinder ohne Migrationshintergrund. Dieser Unterschied ist besonders stark bei den unter 3-jährigen Kindern und wird vor allem auf Zugangsbarrieren zurückgeführt (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2024: 116f.). Zudem verteilen sich mehrsprachige Kinder mit Migrationshintergrund entsprechend der kleinräumigen Zusammensetzung der Wohnbevölkerung keineswegs gleichmäßig auf alle Kindertageseinrichtungen. Vielmehr stellen mehrsprachige Kinder in 10 Prozent der Kindertageseinrichtungen mit mehr als 50 Prozent die Mehrheit der Kinder dar. In weiteren 14 Prozent der Kindertageseinrichtungen liegt der Anteil mehrsprachiger Kinder immer noch zwischen 30 und 50 Prozent (Autorengruppe Fachkräftebarometer 2017: 169). Für die Pädagogik in Kindertageseinrichtungen wird dadurch die Frage aufgeworfen, wie sie mit dieser Diversität umgehen soll. Weiter ergibt sich durch die immer wieder mit der Kategorie Migrationshintergrund verbundenen Bildungsungleichheiten die Frage nach Ursachen sowie nach Lösungsmöglichkeiten.

1. Vielfalt ist mehr als nur Sprachenvielfalt

Die Bedeutung der Instruktionssprache der Schule für den schulischen Bildungserfolg ist sowohl national als auch international gut

belegt. Migrationsbedingte Ungleichheiten im schulischen Bildungserfolg der Kinder lassen sich daher zumindest teilweise auf die sprachlichen Ausgangsvoraussetzungen zurückführen. Migration ist jedoch keinesfalls per se gleichzusetzen mit Mehrsprachigkeit und einem niedrigeren Kompetenzstand in der Instruktionssprache der Schule. Zwar lassen sich im Mittel dauerhafte Kompetenzunterschiede bereits mit dem Eintritt in die Bildungsinstitutionen Deutschlands feststellen (z. B. Ebert/Weinert 2024), zu beachten ist jedoch auch die Varianz des Kompetenzstandes. Laut der IGLU-Studie 2021 erreichen beispielsweise fast 25 Prozent der Kinder mit beidseitigem Migrationshintergrund die höchsten Lesekompetenzstufen IV oder V (Stubbe et al. 2023).

Aktuelle Analysen auf Basis des Mikrozensus oder des Sozioökonomischen Panels berichten zudem von ca. 20 bis 40 Prozent der Familien mit Migrationshintergrund, in denen zu Hause nur Deutsch gesprochen wird (Destatis 2024, Geis-Thöne 2022: 115). Hinsichtlich der Sprachverwendung in der Familie zeigt sich zudem eine soziale Disparität dahingehend, dass die ausschließliche Verwendung der deutschen Sprache in der Familie bei höherer beruflicher Qualifikation häufiger vorkommt als bei niedriger beruflicher Qualifikation (Geis-Thöne 2022: 115).

Mehrsprachiges Aufwachsen wird oftmals als Risiko für die Bildungslaufbahn (Ebert/Weinert 2024;

Für die Pädagogik in Kindertageseinrichtungen wird dadurch die Frage aufgeworfen, wie sie mit dieser Diversität umgehen soll.

Stubbe et al. 2023), aber auch als wichtige Ressource für die kognitive Entwicklung gesehen (Engel de Abreu et al., 2012). Bei Kindern mit Migrationshintergrund überwiegt nach aktueller Datenlage ein mehrsprachiges gegenüber einem rein deutschsprachigen Aufwachsen. Ein genauerer Blick auf sprachlich-familiäre Hintergründe zeigt jedoch eine hohe Heterogenität der Sprachverwendungen, wodurch eine einfache Unterscheidung in „mehrsprachig“ und „nicht-mehrsprachig“ nicht

Ein hoher Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund verringert die Chance auf Sprachkontakt zur Schulsprache Deutsch.

möglich ist (Schneller et al. 2022). Es muss folglich die jeweils individuelle Situation des Kindes und seiner Familie betrachtet werden. Insofern bedarf es intensiver Gespräche zwischen Fachkräften und den Eltern der Kinder, um eine optimale Gestaltung der Unterstützung der sprachlichen Entwicklung zu ermöglichen. Grundsätzliche Voraussetzung dafür ist die Orientierung an den Fähigkeiten und Ressourcen, die das Kind mitbringt, sowie die Transparenz der Vorgehensweise und die Herstellung eines Vertrauensverhältnisses und Einvernehmens bezüglich der zu verfolgenden Ziele (Nentwig-Gesemann/Hurmaci 2020). Mehrsprachigkeit wird dabei heute positiv gesehen und soll als ein selbstverständlicher Bestandteil unserer Gesellschaft in die alltägliche pädagogische-didaktische Arbeit in Kindertageseinrichtungen einbezogen werden. Oftmals ist damit die Befürchtung verbunden, der Einbezug anderer Sprachen würde

die Entwicklung der Schulsprache Deutsch behindern. Aktuelle Analysen sehen dagegen nicht den Einbezug von Mehrsprachigkeit an sich als hinderlich, sondern vielmehr die strukturelle Zusammensetzung der Gruppen. Ein hoher Anteil von Kindern mit Migrationshintergrund verringert demnach die Chance auf Sprachkontakt zur Schulsprache Deutsch und hat damit einen negativen Effekt auf die Entwicklung sprachlicher Kompetenzen (Kaiser-Kratzmann/Sachse 2022).

Das Thema Sprache wird in Bezug auf Kinder mit Migrationshintergrund häufig in den Mittelpunkt gestellt. Gerade erfährt die verpflichtende Einschätzung der Deutschkenntnisse und eine damit verbundene Feststellung des Förderbedarfs im Kindergartenalter beispielsweise wieder eine verstärkte Aufmerksamkeit. Angesichts fragwürdiger Instrumente der Sprachstandsfeststellung sowie zweifelhafter Förderkonzepte erscheint diese Herangehensweise trotz aller notwendiger Unterstützungsleistungen jedoch zu kurz gegriffen. Sprachkenntnisse werden damit zum zentralen Bildungs- und Entwicklungskriterium gemacht, andere Aspekte dagegen vernachlässigt. Bildungsprozesse umfassen mehr als die Sicherung der Voraussetzungen für gesellschaftliche Teilhabe, es geht dabei auch um den Aufbau von Lernfähigkeit und die Selbstkonstruktion der Identität (Baumert 2016). So hat beispielsweise die These der institutionellen Diskriminierung darauf aufmerksam gemacht, wie Sprache unzulässigerweise mit anderen Entwicklungs-

merkmalen gleichgesetzt wird und somit zu einer Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund führen kann (Gomolla/Radtke 2009).

Jedes Kind mit Migrationshintergrund bringt eine eigene Geschichte und unterschiedliche kulturelle Erfahrungen mit, die sich nicht auf das Merkmal Sprache beschränken. Es ist vielmehr von einer Vielfalt an Diversitätsmerkmalen auszugehen, die eine Kategorisierung von Menschen unmöglich macht. Hierzu hat sich der Begriff der Superdiversität etabliert, der die Komplexität von Zugehörigkeiten ausdrückt, die ein Denken in „ethnischen Schubladen“ ausschließt. Eine solche individualisierte Sichtweise auf das Kind verzichtet auf Zuschreibungen entlang nationaler Herkünfte, sondern sieht nur den Menschen an sich in seiner individuellen Gewordenheit. Pädagogisch bedeutet dies zunächst die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen individuellen Lebensgeschichte, wie es beispielsweise im Ansatz „Pädagogik der Vielfalt“ (Prenzel 2018) oder im Ansatz „Kultur des Lernens“ (Schäfer 2014) vorgesehen ist. Hier ist es vor allem die Aufmerksamkeit für die eigenen Wahrnehmungen, da die eigene Vergangenheit das Instrument ist, mit der die Gegenwart wahrgenommen wird. Dies macht eine Unterscheidung dahingehend notwendig, was an einer Wahrnehmung sozial und kulturell synchronisiert ist, und was biografisch spezifisch ist (Schäfer/Kaiser 2019: 6).

Für die Identitätsentwicklung der Kinder stellt diese Auseinandersetzung eine Notwendigkeit dar, um

zu einem Selbstbild zu gelangen. Die Auseinandersetzung mit sich selbst erfordert darüber hinaus ein in Bezug setzen des Selbst zur Welt. Hierbei ist es ebenso entscheidend, auf Kategorisierungen zu verzichten, damit Kinder die Welt als vielfältig erleben und den eigenen Platz darin finden können.

Prinzipiell steht also das Individuum, die Einzelpersönlichkeit in ihrem individuellen Lebensweg im Mittelpunkt von Bildungsprozessen. Dieser individuelle Lebensweg lässt sich nicht über kollektive Zugehörigkeiten bestimmen. Dennoch spielen Kollektive eine Rolle. Das Individuum ist immer Teil vieler Kollektive, die sein Leben mitbestimmen und insofern einen Einfluss nehmen auf Bildungsprozesse, auf die Identitätsentwicklung oder auf Verbundenheiten, Solidaritäten und Gemeinsamkeiten, an denen sich der Einzelne orientiert. Daher gilt es in der individuellen Auseinandersetzung auch Kollektivitäten zu berücksichtigen, die Kollektive dabei aber nicht von außen zuzuschreiben. Die Aufmerksamkeit liegt dabei sowohl auf der individuellen als auch der kollektiven Geschichte. Dies geschieht beispielsweise über den Austausch von Erfahrungen, um ein Verstehen des eigenen Gewordenseins im historisch-kulturellen Kontext zu erreichen. Ein aktuelles Beispiel hierfür sind geflüchtete Kinder aus der Ukraine. Diese bilden insofern ein Kollektiv, als sie die gemeinsame Erfahrung des Angriffs

Pädagogik hat als Handlungswissenschaft die Aufgabe, Möglichkeiten der Gestaltung von Bildungsprozessen aufzuzeigen.

auf ihr Heimatland, die Ukraine, und die Flucht aus diesem Land teilen. Gleichzeitig hat dennoch jedes Kind seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse damit gemacht und bringt eine individuelle Lebensgeschichte, auch aus der Zeit vor dem Angriff auf die Ukraine mit sich. Insofern ist hier in diesen Fällen beides zu beachten, die kollektive Erfahrung des Krieges im eigenen Land und die jeweils individuellen Erfahrungen der Kinder.

2. Vielfalt in der Kindertageseinrichtung begleiten

Pädagogik hat als Handlungswissenschaft die Aufgabe, Möglichkeiten der Gestaltung von Bildungsprozessen aufzuzeigen. Diese können nicht in standardisierten Prozessen organisiert sein, wie sie beispielsweise in Form von Unterricht gedacht werden, der sich an alle in gleicher Weise wendet (Kaiser/Kaiser-Kratzmann 2022). Vielmehr sind pädagogische Handlungsweisen jeweils an dem Individuum auszurichten. Im Mittelpunkt steht die Gestaltung von Beziehungen zwischen Fachkräften und den Kindern, gleichzeitig aber auch die Gestaltung von Beziehungen zwischen Kindern. Innerhalb dieser Beziehungen sollen Bildungsprozesse ermöglicht werden und jeweils die individuellen Lebensrealitäten, die individuellen Vorstellungen und die individuelle Auseinandersetzung mit der Welt bearbeitet werden. Pädagogische Fachkräfte haben hierbei die Aufgabe, einen Raum vorzuhalten und zu überlegen, welches Material zur Verfügung gestellt werden muss, um den Lern-

und Bildungsprozess von Kindern jeweils zu unterstützen.

In Bezug auf Kinder mit Migrationshintergrund in Kindertageseinrichtungen bedeutet dies eine Abkehr von Versuchen, in Unterrichtsformaten angenommene Defizite beheben zu wollen. Solche Ansätze haben sich als wenig effektiv erwiesen (Kratzmann 2020). Daher gilt es heute, Alltagssituationen auf ihr bildungs- und entwicklungsunterstützendes Potenzial zu befragen und das pädagogische Handeln daran auszurichten. Da diese Art der Begleitung nicht schematisierbar ist (Kaiser/Kaiser-Kratzmann 2022), erfordert sie eine besondere Aufmerksamkeit für das einzelne Kind sowie den sozialen Kontext, in dem es sich bewegt und eine Aufmerksamkeit für die eigene Bildungs- und Entwicklungsbiografie, die mit der Wahrnehmungen in Bezug auf das Kind oder die Situation in Verbindung steht. Dazu braucht es eine Beobachtungskompetenz auf Seiten der pädagogischen Fachkräfte sowie die Fähigkeit, ein an den Kindern orientiertes kultursensibles Materialangebot bereitzustellen und immer wieder anzupassen.

Konkret bedeutet dies für die Arbeit in Kindertageseinrichtungen, dass die vorhandene Sprachenvielfalt ebenso im Materialangebot (Bilderbücher, Musik, Schriften, kulturelle Artefakte und traditionelle Spiele, mehrsprachige Beschriftungen und Etiketten, mehrsprachige Poster und Wandtafeln etc.) abgebildet werden muss wie die kulturelle Vielfalt. Damit entstehen mehrsprachigkeitsintegrierende und kultur-

vielfältige Lernumgebungen, die die Erzeugung von Resonanzräumen und die Entfaltung einer kulturellen Praxis ermöglichen. Über mehrsprachige Materialien und Medien hinaus benötigen diese Umgebungen auch Materialien, die primär Eigenständigkeit, Originalität und eine Fülle unerwarteter Möglichkeiten als Merkmale in sich tragen. Kinder sollen durch diese Materialien die Gelegenheit erhalten, ihre schöpferischen Zugänge zur Welt auszuleben, anstatt lediglich zur Imitation, Nachahmung und Reproduktion angeregt zu werden. Auf diese Weise können sie Sprache herausfordern und neue, eigene Resonanzräume für sich und die sie begleitenden Erwachsenen eröffnen. Dabei wählen sie aus, was sie interessiert, und benutzen die selbst gefundenen, angebotenen und für sie arrangierten Materialien und Alltagsgegenstände oft auf unvorhersehbare Weise. Dabei interpretieren sie diese neu und integrieren diese in veränderter symbolischer Form in ihre eigenen Spielhandlungen, was der Gestaltung einer nachhaltigen, mehrsprachigkeitsförderlichen Lernumgebung entgegenkommt und ein Bezug setzen des Selbst zur Welt im Spiel ermöglicht.

Die Sichtbarkeit von Vielfalt im Materialangebot ist von besonderer Bedeutung. Durch die gezielte Auswahl und Bereitstellung von Materialien, die verschiedene kulturelle Hintergründe und Sprachen widerspiegeln, können pädagogische Fachkräfte eine Umgebung schaffen, die die Diversität der Kinder vor Augen führt und wertschätzt. Diese Materialien sollten nicht nur die un-

terschiedlichen Herkunftssprachen der Kinder beinhalten, sondern auch visuell und inhaltlich deren kulturelle Erfahrungen und Identitäten repräsentieren. Dokumentationen können beispielsweise zeigen, wie Kinder die Materialien nutzen, wie sie darauf reagieren und welche sprachlichen und kulturellen Bezüge sie dabei herstellen. Dies bildet die Grundlage für reflektierte Anpassungen und Weiterentwicklungen der Lernumgebungen. Durch die Schaffung solcher sichtbaren Vielfalt im Materialangebot können pädagogische Fachkräfte eine wertschätzende Lernumgebung konzipieren, die nicht nur die individuelle Identitätsentwicklung der Kinder unterstützt, sondern auch die Gesamtgruppe stärkt.

Mit solchen Lernumgebungen entwickeln Kinder Fantasien und Visionen, die sich von vorgegebenen, insbesondere sprachlichen, Mustern lösen. In offenen und nicht durch feste Funktionen bestimmten Empfindungen, Tätigkeiten und Interpretationen zeichnen sich Entwicklungen ab, die die Umrisse eines unabhängigen kulturellen und mehrsprachigen Handelns erkennbar machen. Kinder schaffen somit ihre eigenen kulturellen Resonanzräume, die sie mit den verfügbaren mehrsprachigen Materialien individuell gestalten können. Das Sammeln und Ordnen von Gegenständen, das Verkleiden und Rollenspiele, das Erfinden von komplexen Geschichten sowie das (Hand-)

Kinder schaffen somit ihre eigenen kulturellen Resonanzräume, die sie mit mehrsprachigen Materialien individuell gestalten können.

Werken, Bauen und Gestalten in verschiedenen Sprachen illustrieren, wie Kinder im Dialog mit ihrer Umgebung ihre sprachlichen Fähigkeiten nutzen und weiterentwickeln. Auf diese Weise positionieren sie sich als aktive Teilnehmer einer multikulturellen und mehrsprachigen Praxis, die nicht nur ihre eigene Identitätsentwicklung fördert, sondern auch die gesamte Bildungslandschaft bereichert.

Eine kulturübergreifende Pädagogik trifft keine Unterscheidung nach nationaler Herkunft, sondern stellt den Menschen an sich in den Mittel-

Wie können Resonanzräume geschaffen werden, in denen individuelle Lebenswelten anerkannt und Dialog und Verständigung gefördert werden?

punkt. In Bildungsprozessen soll sich mittels Begegnung und Dialog eine grundlegende Haltung der Anerkennung des Anderen und seiner jeweils individuellen Sicht auf die Welt und seiner Lebenspraktiken

entwickeln und somit Verständigung ermöglicht werden. Voraussetzung ist damit ein Zustandekommen solcher Resonanzräume, die Verständigung ins Zentrum rücken. Dem steht jedoch eine starke Segregation, vor allem in Großstädten entgegen, die solche Begegnungen verhindern. Familien mit Migrationshintergrund wählen häufig Einrichtungen im eigenen Stadtteil, was in Stadtteilen mit einem hohen Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund zu einer verringerten Chance führt, auf Kinder aus anderen sozialen Milieus zu treffen. Dies hat Konsequenzen für die Kompetenzentwicklung der Kinder (Hogrebe et al. 2021), verhindert aber auch kulturübergreifende

Begegnungen. Da die gewachsene soziale Stadtstruktur nur sehr bedingt geändert werden kann, sind Lösungen gefragt, an welchen Stellen kulturübergreifende Begegnungen stattfinden können. Kindertageseinrichtungen können hierzu einen Beitrag leisten, indem innovative pädagogische Konzepte in Stadtteilen angeboten werden, in der eine besondere kulturelle Vielfalt vorzufinden ist. Innovative Konzepte ziehen Familien über Stadtteilgrenzen hinweg an, was zu einer Kindertageseinrichtung unterschiedlichster sozialer Herkunft führen kann und somit Begegnungen in der Institution Kindergarten ermöglichen, die es außerhalb dieses Bildungsraums eher nicht gibt. Sozialer und migrationsgekoppelter Ungleichheit könnte damit entgegengewirkt und zu einer grundlegenden Anerkennung des Anderen als Menschen beigetragen werden.

3. Naturkita als Zukunftsmodell – ein besonderes Lernarrangement?

Abschließend lässt sich fragen, wie die theoretischen Dimensionen einer kulturübergreifenden und mehrsprachigen Pädagogik in besonderer Weise berücksichtigt werden können, indem pädagogisch der These gefolgt wird, dass sich der individuelle Lebensweg nicht über kollektive Zugehörigkeiten bestimmen lässt. Wie können hierbei Resonanzräume geschaffen werden, in denen individuelle Lebenswelten anerkannt und Dialog und Verständigung gefördert werden?

Eine Möglichkeit, diese Ansätze einzubeziehen, bietet die Idee der Natur als sprachförderliches, nachhaltiges und bio-ökologisches Lernarrangement zu verstehen, in dem Kinder unterschiedlicher Herkunft ihre Umgebung in der Natur mitgestalten und im sozialen Miteinander grundlegende Erfahrungen mit der natürlichen Welt machen. Diese Erfahrungen ermöglichen es Kindern, sich selbst in der Natur zu erleben, sich in Beziehung zu ihr zu setzen und zu lernen, sich als Teil der Erde zu begreifen, unabhängig von sprachlichen Kompetenzen. Es gibt keine bessere Gelegenheit, den Aufbau von Verantwortungsbewusstsein für die Welt, den gemeinsamen Raum und alles Leben auf der Erde zu unterstützen. Die Ziele der Entwicklung einer praktischen Kultur der Nachhaltigkeit sowie der Schaffung einer ethisch-ökologischen Orientierung mit Werten, Zielen und Visionen für den konkreten Ort, an dem wir leben, wie sie in posthumanistischen Zugängen formuliert werden (Stenger 2024: 112), können hiermit erreicht werden.

Die pädagogisch-didaktische Arbeit in der Natur orientiert sich an den Entwicklungsaufgaben sowie den Lern- und Beteiligungsbedürfnissen der Kinder und legt dabei besonderes Augenmerk auf Partizipation, demokratisches Verständnis und Gemeinschaftsfähigkeit. Der tägliche Kontakt mit der Natur und die praxisnahe ökologische Bildung fördern ein tiefes Bewusstsein für Umwelt- und Nachhaltigkeitsthemen. Durch das Lernen in und mit der Natur erleben die Kinder nach-

haltige Bildungsprozesse, die ihnen wichtige ökologische Prinzipien vermitteln. Die kontinuierliche Auseinandersetzung mit der natürlichen Umgebung lehrt die Kinder den Wert und die Bedeutung der Nachhaltigkeit in Natur und Umwelt. Dies unterstützt die Entwicklung verantwortungsvoller und umweltbewusster Bürger, deren Handeln in Zukunft entscheidend sein wird. Dies erscheint als ein übergeordneter Zusammenhang um kulturelle Vielfalt in der frühen Bildung auch unter weiteren Gesichtspunkten zu denken. Ein solches Konzept wird in der Naturraum-Pädagogik (Miklitz 2019) umgesetzt, bei der die natürliche Umgebung vielfältige Möglichkeiten für unterschiedliche Lern- und Entwicklungserfahrungen bietet. Kinder haben die Freiheit, ihren eigenen Interessen nachzugehen, indem sie beispielsweise die Natur erkunden, kreativ mit Naturmaterialien arbeiten oder Tiere und Pflanzen beobachten und für sie sorgen (Bilgi 2024; Stenger 2024). In diesem Kontext kann Mehrsprachigkeit als integraler Bestandteil der individuellen Identität jedes Individuums anerkannt und gezielt gefördert werden. Die natürliche Umgebung ermöglicht eine flexible Lernumgebung, die den individuellen Interessen und Bedürfnissen der Kinder angepasst werden kann. Aktivitäten wie das Bauen von eigenen Welten wie „Polizeistation“, „Kinderkrankenhaus mit Notaufnahme“, die Pflege eines Gartens oder Beets, das Sammeln und Sortieren

Die natürliche Umgebung ermöglicht eine flexible Lernumgebung, die individuellen Interessen und Bedürfnissen angepasst werden kann.

von Naturmaterialien oder das Spiel im Wald werden in Abhängigkeit von den Interessen der Kinder gestaltet. Diese Flexibilität unterstützt die Selbstwirksamkeit und das eigenständige Lernen. Gleichzeitig bietet sie eine natürliche Umgebung, in der Sprache auf authentische Weise integriert wird, da die naturnahe Umgebung einen Kontext bietet, in dem Kinder Sprache in realen Situationen anwenden und erweitern können und ein Rahmen für Sprachen- und Kulturvielfalt geschaffen wird.

Literatur

- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2024): Bildungsbericht 2024. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu beruflicher Bildung. Bielefeld.
- Autorengruppe Fachkräftebarometer (2017): Fachkräftebarometer Frühe Bildung 2017. Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte. München
- Baumert, Jürgen (2016): Leistungen, Leistungsfähigkeit und Leistungsgrenzen der empirischen Bildungsforschung. Das Beispiel von Large-Scale-Assessment-Studien zwischen Wissenschaft und Politik. In: Baumert, Jürgen/Tillmann, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Empirische Bildungsforschung. Der kritische Blick und die Antwort auf die Kritiker. ZfE Sonderheft, Bd. 31. Wiesbaden, S. 215–253.
- Bilgi, Oktay (2024): Eine kritische Phänomenologie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Ortsgeschichten der Kind-Huhn-Begegnung in der Kita. In: Bilgi, Oktay et al. (Hrsg.): Zur Verwobenheit von Natur und Kultur. Theoriebildung und Forschungsperspektiven in der Pädagogik der frühen Kindheit. Weinheim u. Basel, S. 217-238.
- Bundesministerium des Innern und für Heimat (BMI) & Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2024): Migrationsbericht der Bundesregierung 2022. Berlin, Nürnberg.
- Destatis (2024): Statistischer Bericht. Mikrozensus – Bevölkerung nach Einwanderungsgeschichte. Endergebnisse 2022. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Publikationen/_publikationen-innen-statistische-berichte.html (zuletzt aufgerufen am 30.08.2024).
- Ebert, Susanne/Weinert, Sabine (2024). Development of Majority Language Skills in Children with Different Family Language Backgrounds: Results from the BiKS-3-18-Study. In: Weinert, Sabine et al. (Hrsg.): Educational Processes, Decisions, and the Development of Competencies from Early Preschool Age to Adolescence. Edition ZfE 16. Wiesbaden, S. 131-161.
- Engel de Abreu, Pascale et al. (2012): Bilingualism Enriches the Poor: Enhanced Cognitive Control in Low-Income Minority Children. In: Psychological Science, Jg. 23, H.11, S. 1364-1371.
- Geis-Thöne, Wido (2022): Kinder mit nicht deutschsprechenden Eltern: Eine Analyse auf Basis des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP). In: IW-Trends – Vierteljahresschrift zur empirischen Wirtschaftsforschung, Jg. 49, H. 1, S. 111-132.
- Gomolla, Mechtild/Radtke, Frank-Olaf (2009): Entscheidungsstelle: Einschulung. In: Dies.: Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule (3. Auflage). Wiesbaden, S. 161-192.
- Hogrebe, Nina/Pomykaj, Anna/Schulder, Stefan (2021): Segregation in Early Childhood Education and Care in Germany: Insights on Regional Distribution Patterns Using National Educational Studies, Diskurs Kindheits- und Jugendforschung/Discourse. Journal of Child-

- hood and Adolescence Research, Jg. 16, H. 1, S. 36–56.
- Kaiser, Lena S./Kaiser-Kratzmann, Jens (2022): Grundformen pädagogischen Handelns – pädagogisches Handeln in der Kindheitspädagogik. In: Neuß, Norbert/Kähler, Samuel (Hrsg.): Grundwissen Kindheitspädagogik. Eine Einführung in Perspektiven, Begriffe und Handlungsfelder. Mühlheim a. d. Ruhr, S. 150-161.
- Kaiser-Kratzmann, Jens/Sachse, Steffi (2022): Entwicklung sprachlicher Kompetenzen der Umgebungssprache in sprachlich heterogenen Lernumgebungen. In: Kaiser-Kratzmann, J./Sachse, S. (Hrsg.): Mehrsprachigkeit in der Frühen Bildung. Münster, S. 261-277.
- Kratzmann, Jens (2020): Unterstützung (mehr) sprachlicher Entwicklungsprozesse in der Kindertageseinrichtung. In: Baden-Württemberg Stiftung (Hrsg.): Sag' mal was. Sprachentwicklung und Mehrsprachigkeit in Kinder- und Familienzentren stärken. Tübingen, S. 35-45.
- Miklitz, Ingrid (2019): Naturraum-Pädagogik in der Kita. Freiburg.
- Nentwig-Gesemann, Iris/Hurmaci, Adeline (2020): KiTa-Qualität aus der Perspektive von Eltern. Gütersloh.
- Prengel, Annedore (2018): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrierender Pädagogik (4. Aufl.). Wiesbaden.
- Schäfer, Gerd E./Kaiser, Lena S. (2019): Biographie und Fachlichkeit im Fortbildungskonzept von WeltWerkstatt. In: TPS Leben, Lernen und Arbeiten in der Kita, H. 8, S. 4-7.
- Schäfer, Gerd E. (2014): Was ist frühkindliche Bildung? Kindlicher Anfängergeist in einer Kultur des Lernens (2. Aufl.). Weinheim und Basel.
- Schneller, Katja et al. (2022): Sprachlich-familiäre Hintergründe mehrsprachig aufgewachsener Kinder. In: Kaiser-Kratzmann, Jens/Sachse, Steffi (Hrsg.): Mehrsprachigkeit in der frühen Bildung. Münster, S. 153-172.
- Stenger, Ursula (2024): Kollaborationen zwischen Kindern, Pädagog:innen, Igeln und Bäumen: Pädagogisch-didaktische Formen des Lebend und Lernens in Kitas im Anthropozän. In: Bilgi, Oktay et al. (Hrsg.): Zur Verwobenheit von Natur und Kultur. Theoriebildung und Forschungsperspektiven in der Pädagogik der frühen Kindheit. Weinheim u. Basel, S. 110-130.
- Stubbe, Tobias C et al. (2023): Soziale und emigrationsbedingte Disparitäten in der Lesekompetenz von Viertklässlerinnen und Viertklässlern. In: McElvany, Nele et al. (Hrsg.): IGLU 2021. Lesekompetenzen von Grundschulkindern im internationalen Vergleich und im Trend über 20 Jahre. Münster, S. 151-177.

Prof. Dr. Jens Kaiser-Kratzmann

Jens Kaiser-Kratzmann ist Professor für Pädagogik mit Schwerpunkt frühe Kindheit an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Sprachliche Bildung und Mehrsprachigkeit, Professionalisierung im Arbeitsfeld frühkindlicher Bildung, Übergänge im Bildungssystem sowie soziale und migrationsgekoppelte Ungleichheit in der frühen Kindheit.



Prof. Dr. Lena S. Kaiser

Lena S. Kaiser ist Professorin für Kindheitspädagogik mit dem Schwerpunkt Didaktik in der Bildungsarbeit an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst Hildesheim. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Lernwerkstatt und Lernwerkstattarbeit in Kindertageseinrichtungen und Hochschulen, Elementar Didaktik, Theorie-Praxis-Verknüpfung in kindheitspädagogischen Studiengängen sowie Reggio-Pädagogik



Pflegende Elternschaft und Erziehung

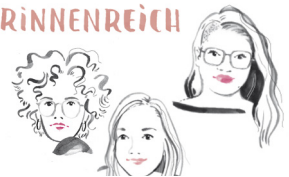
Persönliche Einblicke in das Leben mit Kind(ern) mit Behinderung

Von *Bárbara Zimmermann, Simone Rouchi und Anna Mendel*

Wie sieht Mutterschaft aus, wenn das Kind (oder mehrere) eine Behinderung hat? Eine Frage, die keine einfache Antwort kennt. Wir sind drei Frauen, Mütter von insgesamt sieben Kindern. Einige mit und einige ohne Behinderung. Wir, Anna Mendel, Bárbara Zimmermann und Simone Rouchi, sind Autorinnen auf „Kaiserinnenreich“, ein Blog, der von uns und anderen pflegenden Eltern aus unserer Community mit vielen Facetten dieses Themas gefüllt wird. Mit Liebe und Ehrlichkeit. Mit Schweiß und Müdigkeit. Mit existenziellen Fragen und Bedürfnis nach Unterstützung. Mit schönen und erfüllenden Momenten. Mit Wut und Dringlichkeit. Mit der Musik von der Warteschlange der Hotlines der Krankenkasse als Ohrwurm. Und oft auch mit einem politischen Blick auf unsere privaten Erfahrungen. Hinsichtlich der Stoßrichtung unserer Erziehung sind wir uns einig: Wir wollen unsere Kinder begleiten, so dass sie reflektierte, empathische

und liebevolle Erwachsene werden. Bei jeder von uns sieht das anders aus – und das liegt nicht mal zwingend an den Behinderungen der Kinder. Hier wollen wir einen kleinen Einblick in unseren Alltag und unsere Gedanken rund um Elternschaft und Erziehung geben.

KAISERINNENREICH



Anna

Wenn Lukas im vollen Biergarten in seinem Reha-Buggy angeschnallt ist und völlig unvermittelt seine Schuhe auszieht, sie auf den Tisch schmeißt und damit jegliches Geschirr herunterfegt, geht bei uns der Stresspegel hoch.

Wir, Anna und David, haben drei Kinder. Simon ist neun Jahre alt und hat seit dem vierten Geburtstag die Diagnose Autismus-Spektrum. Lukas ist sieben und kam mit dem Down-Syndrom zur Welt. Maya ist

Kognitiv verzögerte Wahrnehmung, non-verbale Kommunikation, gestörte Impulskontrolle machen eine klassische Erziehung sehr schwer.

drei und im Augenblick ohne Diagnose. Schon sehr früh waren wir uns einig, dass wir unsere Kinder feministisch, diskriminierungssensibel und als rücksichtsvollen Teil der Gesellschaft erziehen wollen. Konservativ und autoritär haben wir selbst in den 1980ern und 1990ern in Stuttgart nur zu gut kennen gelernt. Aber wie können wir die wichtigsten Werte und das entsprechende Verhalten weitergeben und vorleben, wenn zum einen alle Energie in die tägliche Fürsorge und Pflege fließt und wenn zum anderen nicht klar ist, wieviel von dem ankommt, was wir erzählen oder an Erziehung in den Alltag einbauen? Kognitiv verzögerte Wahrnehmung, non-verbale Kommunikation, gestörte Impulskontrolle machen eine klassische Erziehung sehr schwer.

Ich habe viele Jahre darauf verwendet, erst einmal meine Kinder als Persönlichkeiten zu sehen. In Anlehnung an Susanne Mieraus Rat „Beziehung statt Erziehung“ legte ich den Fokus darauf, zu verstehen, warum meine Kinder bestimmte Verhaltensweisen zeigen und was dahintersteckt. Das war für mich die Grundlage, um diesen Persönlichkeiten Wegweiserin zu sein. Es mag sein, dass dies nicht mit der „normalen“ Definition von Erziehung einhergeht, aber in meiner Familie ist sowieso das wenigste „normal“.

Und so ist auch unsere Reaktion im Biergarten anders als viele es erwarten würden. Ich frage alle am Tisch, ob sie verletzt sind und hebe

die Scherben auf. Am Tresen frage ich, ob ich das kaputte Geschirr ersetzen darf, was freundlich verneint wird. Ich sammle die Schuhe auf und packe sie in meine Tasche. Lukas streichle ich über den Kopf und küsse ihn auf die Stirn. „Ich weiß, dass es nicht fair ist, dass du angeschnallt bleiben musst. Aber im Augenblick können wir dir nicht hinterherrennen und wollen auch ganz kurz sitzen. Kannst du noch ein bisschen Geduld haben?“ „NEIN!!! Nein-nein-nein!!!“ Noch vor zwei Jahren konnte Lukas das Wort nicht sagen und Anna muss innerlich stolz grinsen. „Ok, magst du was auf meinem Handy schauen und wir gehen so schnell wie möglich weiter?“ „Okee. Mascha!“ Lukas schaut also seine Lieblingsserie, während der Rest der Familie zu Ende essen kann.

Nach außen haben wir wohl auf voller Linie als Eltern versagt. Wir belohnen unser Kind auch noch für das unangebrachte Verhalten und bringen ihm bei, dass er ruhig so weitermachen soll. Wer aber genau überlegt, was passiert ist, wird erkennen, dass wir auf alle Bedürfnisse geachtet haben: die von Lukas, unsere eigenen, die der anderen Menschen am Tisch und die der Personen im Umfeld. Das funktioniert ehrlicherweise nicht immer. Manchmal wird ein Ausflug abgebrochen oder wir schimpfen so laut mit Lukas, dass er weint.

Ein weiterer Faktor, den wir immer mitberücksichtigen müssen, ist unser älterer Sohn Simon. Als Autist ist er nicht nur sensibel für Reize verschiedener Arten, sondern lebt und liebt Regeln, aber nur die, die ihm

logisch erscheinen oder ihn nicht zu sehr einengen. Klassischerweise bringt Erziehung aber eben genau das mit sich: Verbote, Anweisungen, Erinnerungen an Verbote – und nicht alle erscheinen gleich logisch. Und so müssen mein Mann und ich täglich jonglieren zwischen „laut genug“, um zu Lukas durchzudringen, und „bedacht genug“, um Simon nicht zu überfordern. Und on top ist da noch die kleine Maya, die sehr wilde kleine Schwester, die ihre Bedürfnisse lautstark einfordert, wie es Kleinkinder oft tun.

Bárbara

Ich, Bárbara, bin ebenfalls Mutter von drei Kindern, von denen zwei nicht behindert sind und eines, das jüngste, behindert ist. Ich erlebe täglich, wie unterschiedlich die drei Kinder ihre Kindheit erleben, ihren eigenen Körper wahrnehmen und ihre Zeit gestalten. Dafür gibt es sicherlich verschiedene Gründe, aber gerade die Behinderung und der Pflegebedarf des jüngsten Kindes machen diese Dynamiken noch komplexer. Mein Mann und ich sind nicht nur Zeug:innen dieser Dynamik, sondern als pflegende Eltern haben wir auch einen großen Einfluss darauf.

Unser behindertes und pflegebedürftiges Kind benötigt in vielen Alltagssituationen Unterstützung. Manchmal sucht es aktiv nach Hilfe, z.B. wenn ihm ein Spielzeug auf den Boden fällt und es dieses nicht selbst aus dem Rollstuhl aufheben kann. In anderen Situationen aber – und das heißt in seinem Fall mehrmals am Tag – muss es in seiner Aktivität unter-

brochen werden, um Dinge zu tun, die es nicht selbst tun kann – und sie deswegen richtig doof findet –, die aber wichtig sind, z.B. die Blase oder den Darm entleeren, Medikamente einnehmen, Stehtraining machen. Sein Tagesablauf ist nicht nur täglich, sondern auch wöchentlich und monatlich stark fremdbestimmt, da das Kind verschiedene Therapien, Untersuchungen, Arzttermine und Operationen hat. Allzu oft erlebt das Kind die Fremdbestimmung über seinen Körper und seine Zeit.

Uns ist es wichtig, unsere Kinder mit Autonomie und Selbstbestimmung zu begleiten. Aber wie gestaltet man das, wenn wir über Pflege in der Kindheit sprechen? Wie passen diese Worte zusammen? Oder hört die Forderung nach Autonomie und Selbstbestimmung im Kontext von Pflege und Behinderung auf? Sicherlich nicht! Daher versuchen wir Eltern, Situationen

Das Leben mit Kindern ist sowieso eigen und Rezepte und Methoden können selten nach Plan umgesetzt werden – egal welche.

so zu kreieren, dass unser Kind diese bis zu einem bestimmten Grad mitgestalten kann. Muss dem Kind Blut abgenommen werden, darf es mitentscheiden, ob es am Arm oder Fuß, wo es keine Sensibilität hat, gestochen wird. Muss es sich morgens für den Kindergarten fertigmachen, darf es mitentscheiden, was es anziehen will. Ich habe neulich in einem Buch von Judith Heumann, eine Ikone der Behindertenbewegung in den USA, eine passende Anekdote gelesen: Sie berichtet, wie frustriert sie war, „darüber, dass ich das anziehen musste, was meine Mutter ausge-

sucht hatte, und nicht das, was ich wollte, weil ich nicht an meinen Kleiderschrank herankam. Es war eine große Entdeckung, als ich feststellte, dass meine neuen Freunde genauso fühlten wie ich“.

Dennoch gibt es viele Situationen, die leider nicht einfach mit solchen Lösungen gemeistert werden können. Das Leben mit Kindern ist sowieso eigen und Rezepte und Methoden können selten nach Plan umgesetzt werden – egal welche. Als Eltern spüren wir oft die große Herausforderung, die Balance zu halten zwischen der Verantwortung

Erziehung im Klinikalltag ist nicht leicht, denn sowohl die Eltern als auch die Kinder stehen ständig unter Beobachtung.

für die Gesundheit des Kindes, seinen emotionalen Bedürfnissen, den Bedürfnissen der beiden anderen Kinder und ihren eigenen Ressourcen. Wir versuchen oft einen Mittelweg zu finden, indem

beispielsweise das Kind mit seinen Freund:innen doch länger spielen darf, so wie es möchte, und erst ein bisschen später katheterisiert wird – was für seine Blase nicht immer gut ist. Oder eine Tiersendung schauen darf, während es auf dem Klo eine Darmspülung machen muss, was auf Grund seiner Lähmung mehrmals die Woche nötig ist und jedes Mal ca. 30 Minuten in Anspruch nimmt. Hätte jemand mir vor sechs Jahren gesagt, dass ich einem meiner Kinder erlauben würde, Filme auf dem Klo zu schauen, hätte ich das für unmöglich gehalten und als nicht besonders „pädagogisch wertvoll“ empfunden. Jetzt aber erlebe ich, wie meine Dos and Dont's nicht

selten auf den Kopf gestellt werden. Aber solche Strategien müssen sich pflegende Eltern immer wieder neugestalten, um sowohl die Bedürfnisse der Kinder zu respektieren als auch die pflegerische Routine durchführen zu können.

Simone

Ich, Simone, bin Mutter eines chronisch kranken Kindes mit Behinderung. Mein achtjähriger Sohn und ich verbringen sehr viel Zeit im Krankenhaus. Gerade wenn es meinem Sohn schlecht geht, dann darf und kann Erziehung anders aussehen, als ich mir das vorgestellt hatte. Erziehung im Klinikalltag ist nicht leicht, denn sowohl die Eltern als auch die Kinder stehen ständig unter Beobachtung und werden von Anderen kritisch beäugt. Das Pflegepersonal, Pädagogen, Therapeuten und Ärzte reden bei der Erziehung eines Krankenhauskindes oft aktiv mit – meist ungefragt. Ich empfinde das oft als belastend, denn wären wir beide zuhause, würden sich auch nicht permanent Fremde einmischen und meinen Erziehungsstil hinterfragen.

Außerdem ist mir bedürfnisorientierte Erziehung wichtig – gerade im Krankenhaus. Das heißt, mein Sohn darf seine Gefühle zu jedem Zeitpunkt zeigen. Weinen und Angst haben, ist ausdrücklich erwünscht, denn es gibt meinem Sohn das Gefühl, gesehen und verstanden zu werden. Machtlosigkeit und Angst dürfen gefühlt werden. Manchmal passen diese Bedürfnisse eines kranken Kindes aber nicht in den Ablauf des durchgetakteten Klinikall-

tags. Chronisch kranke Kinder müssen ständig kooperieren. Sie müssen Untersuchungen über sich ergehen lassen, die sie eigentlich nicht wollen, und wehren sich verständlicherweise dagegen. Zurecht finde ich. Zu Unrecht findet das Fachpersonal – das Kind muss doch verstehen, dass das jetzt wichtig ist.

Bedürfnisorientierte Erziehung wird im Krankenhaus sehr oft als Verwöhnen des Kindes angesehen. Mein Sohn hat im Krankenhaus zum Beispiel unbegrenzte Medienzeit. Das Tablet ist immer mit dabei, denn es lenkt ihn ab, wenn er große Angst vor einer Narkose, einer Blutabnahme oder vor fremden Menschen hat. Für mich ist es auch ok, wenn mein Sohn das Krankenhausbett als Safe Space sieht und sich unter der Decke verkriecht – für ihn der einzige Ort, an dem keine körperliche Behandlung vorgenommen wird. Deshalb ist es für uns beide in Ordnung, wenn er an manchen Tagen einfach nicht aufsteht und im Bett bleibt. Essen und gesunde Ernährung ist auch ein Problem im Krankenhausalltag. Mein Sohn hat eine frühkindliche Essstörung und in Stresssituationen isst er nur Safe Food – leider sind das eher Dinge, die nicht als gesund gelten. Im Krankenhaus gilt aber auch meine Regel: Hauptsache das Kind isst etwas. Denn Kinder, die hoch selektiv essen, tun das nicht, um zu provozieren, sondern weil sie nicht anders können. Sie würden tatsächlich buchstäblich vor dem gefüllten Essenstablett verhungern. Dann zu akzeptieren, dass eben ungesundes Essen besser als gar kein Essen ist,

fiel auch mir nicht immer leicht. Wenn mein Sohn all diese Entscheidungen selbst treffen darf, dann gibt ihm das ein Mindestmaß an Selbstbestimmung zurück, die ihm der Krankenhausalltag wegnimmt.

Ich wünsche mir mehr Verständnis von außen, denn Kinder sind keine kleinen Erwachsenen, die in einer Kinderklinik stets kooperieren können. Deshalb gibt es für meinen Sohn im Krankenhaus Ausnahmeregel in Sachen Erziehung. Es sind immer noch Regeln, aber eben andere als zuhause. Diese Regeln erscheinen Außenstehenden oft als ein Versagen in der Erziehung, dabei geben sie meinem Kind einfach ein bisschen mehr Freiheit in einer permanenten Ausnahmesituation. Wir sprechen oft darüber, dass im Krankenhaus halt alles anders ist, und uns beiden ist klar: Das Einzige, was zählt, ist, dass wir ein gutes Team sind.

Wenn mein Sohn all diese Entscheidungen selbst treffen darf, dann gibt ihm das ein Mindestmaß an Selbstbestimmung zurück.

Bárbara Zimmermann, Simone Rouchi & Anna Mendel

Bárbara Zimmermann, Simone Rouchi und Anna Mendel betreiben gemeinsam den Blog „Kaiserinnenreich“ zu Themen rund um pflegende Elternschaft und Erziehung. Bárbara Zimmermann promoviert in der Sozialen Arbeit und hat einen Master in Pädagogik. Sie stammt aus Brasilien und lebt nun mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in einem kleinen Dorf in Deutschland. Simone Rouchi hat Germanistik, Romanistik und Theaterwissenschaften studiert und ist Texterin. Sie ist verheiratet und hat ein Kind. Anna Mendel ist Autorin und Speakerin u.a. zum Thema Pflegende Elternschaft. Sie und ihr Mann haben drei Kinder, zwei davon mit einer Behinderung.



**FAMILIEN-
WISSENSCHAFTLICHE
GRUNDBEGRIFFE**

Bildungsort Familie

Familienwissenschaftliche Grundbegriffe (Teil 3)

Von Tanja Betz

Im deutschen Wohlfahrtsstaat, der sich seit den 1990er-Jahren durch vorbeugendes sozialstaatliches Handeln auszeichnet, spielen Familien eine zentrale Rolle. Insbesondere Eltern werden adressiert, familiäre Bildungsleistungen zu erbringen. Im Beitrag werden auf der Basis von Forschung die vielfältigen Facetten der Bildungsbedeutsamkeit von Familie im Kontext Familie und im Verhältnis zu anderen Bildungsorten, v. a. Kita und Schule, herausgearbeitet. Auch werden Nebenwirkungen der gestiegenen Aufmerksamkeit für Familien im Kontext (frühe) Bildung diskutiert.

Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, der Zuwachs an Heterogenität durch Zuwanderung, die sozialen Ungleichheiten in den Lebensbedingungen und die damit im Zusammenhang stehenden Armutslagen von Kindern und Jugendlichen, stellen gegenwärtige gesellschaftliche Herausforderungen dar, in die Familien unmittelbar involviert sind. Darüber hinaus stehen Familien im Zentrum der öffentlichen und politischen Debatten aufgrund der systematischen und dauerhaften Ungleichheiten hinsichtlich der Bildungschancen und -erfolge von Kindern in Abhängigkeit von ihrer sozialen bzw. familialen Herkunft (BMFSFJ 2021). Diese „neue“ Aufmerksamkeit, die Familien insbesondere in Bezug auf Bildung zuteilwird, bezieht sich auf die als

erforderlich erachteten familialen Bildungsleistungen, die Eltern für ihre Kinder und die Gesellschaft erbringen sollen. Dabei ist das Interesse von Öffentlichkeit, Medien, Politik und Wissenschaft an der Bildungsbedeutsamkeit der Familie zwar hoch, aber nicht grundsätzlich neu. Bereits 2011 sprechen Lange/Xyländer von einer „Wiederentdeckung der Familie im Bildungsgeschehen“ (ebd.: 9; detailliert: Grgic/Rauschenbach 2022). Diese Wiederentdeckung und das seit langem anhaltende Interesse an der Familie, steht im Zusammenhang mit übergreifenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen (vgl. Jergus 2018). Damit gehen Veränderungen einher, wie sie in den letzten Jahrzehnten in der Bildungs-, Sozial-, Familien- und

Arbeitsmarktpolitik, im Recht, in pädagogischen Handlungsfeldern und nicht zuletzt angesichts veränderter familialer, v. a. diversifizierter Lebensformen selbst, zu beobachten sind (vgl. u. a. Brake/Büchner 2021).

Im Folgenden wird knapp auf diese gesellschaftlichen Veränderungen eingegangen, um ausgehend davon die vielfältigen Facetten der Bildungsbedeutsamkeit von Familie als Bildungsort sowie im Verhältnis zu anderen Bildungsorten herauszuarbeiten. Abschließend wird auf Nebenwirkungen der gestiegenen Aufmerksamkeit für Familien im Kontext (frühe) Bildung aufmerksam gemacht.

Eltern, Kinder und Bildung im Sozialinvestitionsstaat

Spätestens seit den 1990er-Jahren sind im Zusammenhang mit großen politischen Reformen markante Veränderungen im Verhältnis zwischen Familie, Staat, Markt und Wohlfahrtssektor in Deutschland feststellbar. Vergleichbare Entwicklungen gibt es in vielen europäischen Wohlfahrtsstaaten (vgl. Betz et al. 2017a). Sie gehen einher mit einem Wandel der Familienkindheit hin zu einer Bildungskindheit. Der Ausbau der Kindertagesbetreuung und der Ganztagschule, die Schaffung entsprechender Rechtsansprüche für Eltern – zuletzt der Anspruch auf ganztägige Bildung und Betreuung von Kindern im Grundschulalter ab dem Jahr 2025 –, der Ausbau von Familien(grundschul)zentren und die Professionalisierung pädagogischer Handlungsfelder mit Bezug

zu Kindern und Familien, markieren Eckpunkte eines auf Kinder zentrierten Sozialinvestitionsstaats. Dieser zeichnet sich durch vorbeugendes sozialstaatliches Handeln aus. Wird früh und effektiv in Bildung und Betreuung der (kleinen) Kinder investiert, sind zukünftig hohe Gewinne für die Gesellschaft zu erwarten.

Im Zusammenhang mit diesen politisch gewollten gesellschaftlichen Entwicklungen erhalten die Bildungsleistungen in der Familie und darüber hinaus sowie die frühe außerfamiliale Bildung eine zentrale Bedeutung. Ökonomische Erwartungen werden an die Familie im Sinne einer frühen Investition in Kinder als Humankapital, an die außerfamilialen Bildungsleistungen und damit die Qualität des Bildungs- und Betreuungssystems und an das intensiviert zusammenenspiel zwischen den Systemen, d.h. der Familie und den öffentlich verantworteten Bildungseinrichtungen, gerichtet. Letzteres kommt in dem verbreiteten Konzept der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft zwischen Kita und Familie sowie Schule und Familie zum Ausdruck (vgl. BMFSFJ 2021; kritisch: Betz 2015; Betz et al. 2019a; Betz et al. 2019b). Zu den ökonomisch motivierten Erwartungen gehört auch, dass das veränderte Zusammenspiel zwischen Familie und öffentlichen Bildungsinstitutionen zu mehr Chancengleichheit beitragen kann und damit (frühe) Bildungsungleichheiten abschwächt.

Wird früh und effektiv in Bildung und Betreuung der Kinder investiert, sind künftig hohe Gewinne für die Gesellschaft zu erwarten.

Die skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen und Adressierungen von Familie, v.a. von Eltern (vgl. Jergus 2018), gehen in Wissenschaft und Forschung damit einher, dass die Familie als Bildungsort und auch im Verhältnis zu anderen Bildungsorten verstärkt beleuchtet wird. Auf der Basis von Analysen und Forschungsbefunden lassen sich die vielfältigen Facetten der Bildungsbedeutsamkeit von Familie herausarbeiten.

Zur allgemeinen und differentiellen Bedeutung der Familie als Bildungsort

Die allgemeine Bildungsbedeutsamkeit der Familie wird darin gesehen, dass in der Familie unter je spezifischen Bedingungen kulturelles und soziales Kapital, sowie vielfältige Kompetenzen der allgemeinen Lebensführung, der Lebensbewältigung, sowie zahlreiche Fähigkeiten und Dispositionen vermittelt und angeeignet werden. Noch relativ

Unterschieden wird der Bildungsort Familie insofern danach, ob Kinder eher in privilegierten oder weniger privilegierten Familien aufwachsen.

wenig erforscht sind hierbei die Weitergabe und Aneignung spezifischer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zwischen (Groß-)Eltern und Kindern, also die Transmission des familialen Habitus (vgl. Brake/Büchner 2021). Theoretisch wird angenommen und empirisch nachgezeichnet, dass z.B. elterliche Bildungsstrategien bisweilen absichtsvoll eingesetzt werden, zugleich wirken sie habitualisiert und damit implizit – sie sind wie

selbstverständlich in die Alltagsroutinen der Familien eingelassen (vgl. Büchner/Brake 2007). Eine solche Sichtweise ist anschlussfähig an das Theoriegerüst zum „Doing Family“. In der darauf bezogenen Forschung wird analysiert, wie Familie konkret hergestellt wird, u.a. über ein alltägliches Balancemanagement, also die vielfältigen koordinierenden und logistischen Abstimmungsprozesse der Familienmitglieder untereinander (vgl. Jurczyk 2020). Auch die Konstruktion von Gemeinsamkeit ist Teil des „Doing Family“ (ebd.), d.h. die wechselseitigen Bezugnahmen der Familienmitglieder aufeinander. Dieses „Doing Family“ wiederum wird in unterschiedlichen Ausdifferenzierungen u.a. auf Analysen zum Familienalltag als Bildungsherausforderung (vgl. Euteneuer/Uhlendorff 2019) und auf die Gestaltung von Familie im Kontext digitaler Medien (vgl. Krinninger 2020) bezogen.

Von der differentiellen Bildungsbedeutsamkeit der Familie kann gesprochen werden, wenn die Aufmerksamkeit stärker darauf liegt, inwiefern und wodurch sich Familie und der familiäre Alltag u.a. milieu- und migrationsspezifisch ausdifferenziert. Unterschieden wird der Bildungsort Familie insofern danach, ob Kinder eher in privilegierten oder weniger privilegierten Familien, wie z.B. in Armutslagen aufwachsen, oder ob es Unterschiede gibt in Abhängigkeit davon, ob Kinder in nicht-zugewanderten Familien aufwachsen oder sie selbst oder ihre (Groß-)Eltern Migrationserfahrung haben. Auch hier wird der Blick auf das prozessuale, bildungsrelevante

Geschehen gerichtet, u. a. auf den Mediengebrauch, die Literalität, den Umgang mit Geld sowie auf Bildungsorientierungen oder die kommunikative Praxis in Familien (vgl. u.a. Lareau 2011; Farrenberg 2013; de Moll 2018), die sich entlang sozialstruktureller Kategorien unterscheiden. Brake/Büchner (2021) gehen z.B. darauf ein, dass die Bewältigung des Alltagslebens in Armutslagen eine ständige Belastung darstellen kann und infolge von „daily hassles“ (ebd.: 22, Hervorh. i.O.) Erschöpfung und Überforderung zu beobachten sind.

Die Bildungsbedeutsamkeit zeigt sich auch darin, dass Eltern über die Kernfamilie hinausgehende Bildungs- und Betreuungsarrangements für ihre (kleinen) Kinder organisieren und damit deren Alltag maßgeblich strukturieren. Damit tragen sie, wie dies für Familien der Mittelschicht typisch ist, dazu bei, das Kinderleben mit verschiedenen Aktivitäten „anzureichern“ („enrichment activities“: Vincent/Ball 2007; für Deutschland: vgl. de Moll/Betz 2014). Der Einbezug von Freizeit- und Förderangeboten wie sportlichen Aktivitäten oder Eltern-Kind-Kurse sind Beispiele hierfür. Diese Aktivitäten beeinflussen nicht nur die Erfahrungen und das Erleben der Kinder, zugleich sind damit Strategien verbunden, über die eine (un-)bewusste Abgrenzung zu anderen Kindern und anderen Familien vorgenommen wird, bei denen Kindern stärker sich selbst überlassen sind (Lareau 2011) oder deren Freizeit sich durch einen hohen Mediengebrauch mitunter im familialen Binnenraum auszeichnet.

Zur allgemeinen und differentiellen Bedeutung der Familie im Verhältnis zu anderen Bildungsorten

Der skizzierte, gegenwärtig intensiviertere Fokus auf Familie (vgl. BMFSFJ 2021) rückt nicht nur sie als Bildungsort in den Mittelpunkt. Zugleich steht das „neue“ Verhältnis zwischen Familie und öffentlich verantworteten Einrichtungen der Bildung und Erziehung im Zentrum. In der wissenschaftlichen Fachliteratur wird dieses historisch geformte Verhältnis zumindest für die Schule als ambivalent und spannungsvoll beschrieben (vgl. Betz 2024a).

Die allgemeine Bildungsbedeutsamkeit der Familie im Verhältnis zu anderen Bildungsorten zeigt sich darin, dass der Familie bzw. dem Elternhaus de facto ein großer Einfluss auf die Schulleistungen von Kindern zukommt. Zugleich hat die Kompetenzentwicklung des Kindes und seine Bildungsbiografie in der Familie nicht nur ihren Ausgangspunkt. Vielmehr werden von Seiten der Familie, respektive der Eltern, kontinuierlich entsprechende Bedingungen geschaffen, um Bildungserfolge und die Entwicklung des eigenen Kindes in den Systemen der Bildung und Erziehung bestmöglich zu unterstützen, zu begleiten und letztlich auch über die Zusammenarbeit mit Fach- und Lehrkräften sicherzustellen. Der Fokus, auch in der Forschung, liegt entsprechend auf dem erwarteten

Die Bildungsbedeutsamkeit zeigt sich auch darin, dass Eltern Bildungs- und Betreuungsarrangements für ihre Kinder organisieren.

Unterstützungshandeln von Eltern zuhause („home-based involvement“), in der Schule („school-based involvement“) z. B. bei Elternabenden oder Schulfesten, sowie in der elterlichen Mitverantwortung für die akademische Sozialisation des Kindes (vgl. u.a. Täschner et al. 2021).

Während sich Eltern der Mittelschicht in schulische Angelegenheiten ihrer Kinder einbringen, ist dies bei weniger privilegierten Eltern kaum der Fall.

Vergleichbares lässt sich in der Forschung zur Kindertagesbetreuung nachzeichnen. Dies ist u.a. dann der Fall, wenn Fachkräfte erwarten, dass Eltern die Einrichtung unterstützen, z. B. bei Festen

und Projekten (vgl. Betz et al. 2019a) und zu Hause die Anregungen der Fachkräfte aufgreifen und umsetzen. Empirisch herausgearbeitet werden auch Spannungen im Erleben von Fachkräften und Eltern u.a. beim Thema Bildung in der Familie, bei einer von Fachkräften wahrgenommenen Überforderung der Kinder zu Hause oder wenn die Eltern aus ihrer Sicht zu wenig Verantwortung für die Entwicklung der Kinder übernehmen (vgl. ebd.). Im Aufbau begriffen ist eine neue Forschungsperspektive: Die Analyse des „Doing Family“ von Familienmitgliedern in und mit Kindertageseinrichtungen, d.h. der Blick wird darauf gerichtet, dass die Herstellung von Familie an unterschiedlichen Bildungsorten und auch im Verhältnis zueinander geschieht (vgl. Betz et al. 2020).

Die differentielle Bildungsbedeutbarkeit der Familie im Verhältnis zu anderen Bildungsorten ist von Interesse, wenn es um Bildungsdisparitäten zulasten von Kindern aus

weniger privilegierten Familien im Kontext Schule geht (vgl. u.a. Brake/Büchner 2021). Auch haben Bildung und Erziehung in der Familie, sowie der sozioökonomische Hintergrund altersunabhängig größere Effekte auf die kognitive und sozioemotionale Entwicklung von Kindern als die institutionelle Betreuung (vgl. Anders et al. 2012). Lareau (2011) differenziert in ihrer Forschung, bezogen auf Eltern und Schulkinder, einen Berechtigungs- und einen Beschränkungssinn, den sie mit den familialen Bildungs- und Erziehungspraktiken verknüpft. Während sich Eltern der Mittelschicht in die schulischen Angelegenheiten ihrer Kinder einbringen, Kritik üben und im Sinne ihrer Kinder in der Schule intervenieren, ist dies bei weniger privilegierten Eltern kaum der Fall. Sie ordnen sich eher unter und fühlen sich machtlos. Weitere Arbeiten gehen angelehnt an das Konzept des „Doing Family“ auf das „Displaying Family“ ein, d.h. die Darstellung einer „guten“ Familie im Verhältnis von Familie und Kita: So legen Eltern im Kontext Migration die familiäre Mehrsprachigkeit und ihren sprachlichen Input als sprachpädagogisch relevant für frühkindliche Bildungsprozesse dar und legitimieren ihr elterliches Handeln auch in Aushandlungsprozessen mit Fachkräften (vgl. Uçan 2022). Ein solches „displaying“ wird, so ist zu vermuten, v.a. für diejenigen Familien bedeutsam, deren bildungsbezogenes Handeln und Familienmodell nicht der bürgerlichen „Normalfamilie“ entspricht (vgl. Jurczyk 2020).

Nebenwirkungen der gestiegenen Aufmerksamkeit für die Bildungsbedeutsamkeit der Familie

Nicht nur Öffentlichkeit und Politik sind am Zusammenhang „Familie und (frühe) Bildung“ interessiert. Seit einigen Jahren gibt es auch rege Forschungsaktivitäten hierzu. Damit lässt sich aufzeigen, wie vielfältig die Bildungsleistungen von Familien sind. Zugleich analysieren einige Forschende – dies wird hier als „Nebenwirkung“ diskutiert –, wie steigende Ansprüche an familiäre Erziehung und bildungsbezogene Aktivitäten in Verknüpfung mit Care- und Erwerbsarbeit „die alltägliche Lebensführung und die Lebensplanung von Familien verändern, aber auch wie Mütter und Väter an ihre Grenzen geraten“ (Schierbaum et al. 2023: 4). Denn es werden gerade mit dem Fokus auf (frühe) Bildung gesellschaftliche Imperative der Optimierung von Familie und Kindheit gestärkt (vgl. Jergus 2018), die sich kaum im elterlichen Handeln realisieren lassen.

Diese Imperative drücken sich zudem in gestiegenen Erwartungshaltungen im Zuge sozialinvestiver Politiken an pädagogische Fach- und Lehrkräfte aus. Auch dies kann als „Nebenwirkung“ beschrieben werden. Die Fach- und Lehrkräfte sollen z.B. in Familien(grundschul)zentren, im Zusammenschluss mit den Eltern, mit allen Netzwerkpartnern im Sozialraum kooperieren, familienunterstützende Angebote machen und Sprachförderung für Kinder gewährleisten oder anders formuliert, Kindheit früh und umfassend zu einer Bildungskindheit ausgestalten. Diese

Entwicklungen aber gehen einher mit verbreiteten Defizitzuschreibungen des pädagogischen Personals an spezifische, teilweise auch an alle Eltern und ihre Bildungsleistungen. Sie üben Kritik, dass diese ihrer Elternverantwortung nicht nachkommen, ihre Kinder nicht angemessen beim Lernen unterstützen etc. und es kommt zu Konflikten (vgl. Betz et al. 2017b; Betz et al. 2019a).

Eine weitere Nebenwirkung ist darin zu sehen, dass mit dem Blick auf die erforderlichen Bildungsleistungen der Familie und auf die Verantwortung der Eltern Probleme in den öffentlich verantworteten Institutionen, wie u.a. diskriminierende schulische Strukturen, Regeln und Routinen, nicht ausreichend Beachtung finden. Institutionelle Erwartungshaltungen und Begründungsmuster des Personals z.B. an Übergängen zu weiterführenden Schulen, kurz: institutionelle Diskriminierungsprozesse, die es auch in Kindertageseinrichtungen und weiteren pädagogischen Institutionen gibt, stehen weniger im Mittelpunkt. Allerdings leisten auch sie einen Beitrag zur Stabilisierung von Bildungsungleichheiten zulasten von Kindern aus wenig privilegierten Familien und mit zugeschriebenem Migrationshintergrund (vgl. Betz 2024b).

Eine weitere Nebenwirkung des gestiegenen Interesses an den bildungsförderlichen Haltungen und Aktivitäten der Eltern ist darin zu sehen, dass die Perspektiven und Positionen von

Erst wenige empirische Arbeiten beschäftigen sich mit den Kindern in der Zusammenarbeit zwischen pädagogischem Personal und Eltern.

Kindern überdeckt und ausgeblendet werden. So ist der Akteursstatus von Kindern auch im „Doing Family“-Konzept noch unterbelichtet (vgl. Jurczyk 2020). Erst wenige empirische Arbeiten beschäftigen sich mit den Kindern

Wissenschaftler:innen tragen so dazu bei, Erwartungen zu erzeugen, welche Bildungsleistungen „die“ Familie erbringen kann.

in der Zusammenarbeit zwischen dem pädagogischen Personal und den Eltern. Analysen zeigen, dass Kinder hierbei unterschiedliche Akteurspositionen einnehmen, die vielfach unerkant bleiben. Sie sind nicht selten lediglich Objekte der Sorge oder Bildungsergebnisse, sie leisten aber zugleich wichtige Beiträge für die Zusammenarbeit, z.B. als Überbrückungsagent:innen zwischen Familie und Einrichtung (vgl. Betz et al. 2017b, 2019a, 2019b; Betz/Bollig 2023).

Schließlich wird die politische, öffentliche und mediale Fokussierung auf die Bildungsbedeutsamkeit der Familie nicht nur wissenschaftlich begleitet, analysiert und erklärt. Vielmehr wird durch die Beschreibungen, Darstellungsweisen und z.B. durch verbreitete Vorschläge zur Kompetenzförderung von Eltern und Kindern, die Bedeutung von Familie für erfolgreiche Bildungsprozesse und ihren erforderlichen Beitrag zum Abbau von Bildungsungleichheit auch mit hervorgebracht. Wissenschaftler:innen tragen so absichtsvoll und unbeabsichtigt mit dazu bei, Erwartungen zu erzeugen, welche Bildungsleistungen „die“ Familie erbringen kann. Sie übersetzen und verstärken dadurch gesellschaftliche Imperative, wie die

Förderung der (frühen) Bildung und das Verständnis von Familie als anregungsreiche Lernumwelt für kleine Kinder, denen alle Familien, Eltern und Kinder, gerade im Zusammenspiel zwischen Kita, Schule und Familie gerecht werden sollen.

Literatur

- Anders, Yvonne/Roßbach, Hans-Günther/Weinert, Sabine/Ebert, Susanne/Kuger, Susanne/Lehr, Simone/von Maurice, Jutta (2012): Learning environments at home and at preschool and their relationship to the development of numeracy skills. In: *Early Childhood Research Quarterly*, Jg. 27, H. 2, S. 231-244.
- Betz, Tanja (2015): Das Ideal der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Kritische Fragen an eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtungen, Grundschulen und Familien. Gütersloh.
- Betz, Tanja (2024a): Eltern und Schule. In: Götz, Margarete/Harteringer, Andreas/Heinzel, Friederike/Kahlert, Joachim/Miller, Susanne (Hrsg.): *Handbuch Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik* (5. Auflage). Stuttgart, S. 287-291.
- Betz, Tanja (2024b): Armutslagen von Kindern und Jugendlichen treffen auf Schule. Institutionelle Diskriminierung in der und durch die Schule. In: *Schulverwaltung spezial*, Jg. 26, H. 5.
- Betz, Tanja/Bischoff, Stefanie/Eunicke, Nicoletta/Kayser, Laura B./Zink, Katharina (2017a): Partner auf Augenhöhe? Forschungsbefunde zur Zusammenarbeit von Familien, Kitas und Schulen mit Blick auf Bildungschancen. Gütersloh.
- Betz, Tanja/Bischoff-Pabst, Stefanie/Eunicke, Nicoletta/Menzel, Britta (2019a): Kinder zwischen Chancen und Barrieren. Zusammenarbeit zwischen Kita und Familie: Perspektiven und Herausforderungen. Gütersloh. doi:10.11586/2019043

- Betz, Tanja/Bischoff-Pabst, Stefanie/Eunicke, Nicoletta/Menzel, Britta (2019b): Kinder zwischen Chancen und Barrieren. Zum Verhältnis von Schule und Familie aus der Sicht von Kindern: ihre Perspektiven, ihre Positionen. Gütersloh. doi:10.11586/2019063
- Betz, Tanja/Bischoff-Pabst, Stefanie/Bollig, Sabine/Göbel, Sabrina/Kaak, Nadine/Sichma, Angelika (2020): Parent-Teacher Partnerships, Collaboration with Families, Parental Participation: Day Care-Family Relations from the Perspective of Inequality Research. Kindheitsforschung – Working Paper 1. <https://www.allgemeine-erziehungswissenschaft.uni-mainz.de/files/2022/11/Parent-Teacher-Partnerships-Collaboration-with-Families-Parental-Participation.pdf> (zuletzt aufgerufen am 16.07.2024).
- Betz, Tanja/Bollig, Sabine (2023): Bildungs- und Erziehungspartnerschaften in der frühkindlichen Bildung. Doing Collaboration als Konzept zur Erforschung eines Programms. In: Schelle, Regine/Blatter, Kristine/Michl, Stefan/Kalicki, Bernhard (Hrsg.): Qualitätsentwicklung in der Frühen Bildung. Akteure – Organisationen – Systeme. Weinheim, S. 200-227.
- Betz, Tanja/Honig, Michael-Sebastian/Ostner, Ilona (2017b): Parents in the Spotlight. Parenting Practices and Support from a Comparative Perspective. In: Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 11.
- Brake, Anna/Büchner, Peter (2021): Kindheit und Familie. In: Krüger, Heinz-Hermann/Grunert, Cathleen/Ludwig, Katja (Hrsg.): Handbuch Kindheits- und Jugendforschung (3. Auflage). Wiesbaden, S. 657-687.
- Büchner, Peter/Brake, Anna (2007): Die Familie als Bildungsort: Strategien der Weitergabe und Aneignung von Bildung und Kultur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Forschungsbericht über ein abgeschlossenes DFG-Projekt. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jg. 27, H. 2, S. 197-213.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2021): Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt. <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/neunter-familienbericht-eltern-sein-in-deutschland--179394> (zuletzt aufgerufen am 16.07.2024).
- de Moll, Frederick (2018): Familiäre Bildungspraxis und Schülerhabitus. Außerschulische Reproduktionsmechanismen von Bildungungleichheit in der Grundschulzeit. Weinheim.
- de Moll, Frederick/Betz, Tanja (2014): Inequality in pre-school education and care in Germany: an analysis by social class and immigrant status. In: International Studies in Sociology of Education, Jg. 24, H. 3, S. 237-271.
- Euteneuer, Matthias/Uhlendorff, Uwe (2019): Familie und Familienalltag als Bildungsherausforderung. Weinheim.
- Farrenberg, Dominik (2013): Bildungsorientierungen als Charakteristika eines intergenerationalen Familienhabitus. Erträge einer empirischen Studie. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Jg. 33, H. 3, S. 300-315.
- Grgic, Mariana/Rauschenbach, Thomas (2022): Bildungsort Familie. Informelle Bildung. In: Schierbaum, Anja/Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Band II: Erziehung, Bildung und pädagogische Arbeitsfelder (2. Auflage). Wiesbaden, S. 423-441.
- Jergus, Kerstin (2018): Bildungskindheit und generationale Verhältnisse. Zur Adressierung von Eltern im Namen der Bildung des Kindes. In: Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Studien zur Schul- und Bildungsforschung, 61. Wiesbaden, S. 121-140.
- Jurczyk, Karin (2020): UnDoing Family: Zentrale konzeptuelle Annahmen, Feinjustierungen und Erweiterungen. In: Jurczyk, Karin (Hrsg.): Doing und Undoing Family. Konzeptionelle und empirische Entwicklungen. Weinheim, S. 26-54.

- Krinninger, Dominik (2020): Medium und tool. Doing family und digitale Medien. In: Wiesemann, Jutta/Eisenmann, Clemens/Fürtig, Inka/Lange, Jochen/Mohn, Bina E. (Hrsg.): Digitale Kindheiten. Medien der Kooperation – Media of Cooperation. Wiesbaden, S. 109-128.
- Lange, Andreas/Xyländer, Margret (Hrsg.) (2011): Bildungswelt Familie. Theoretische Rahmung, empirische Befunde und Disziplinäre Perspektiven. Weinheim.
- Lareau, Annette (2011): Unequal childhoods. Class, race, and family life. Berkeley.
- Schierbaum, Anja/Ecarius, Jutta/Krinninger, Dominik/Uhlendorff, Uwe (2023): Familie, wozu? Einige Vorbemerkungen. In: Schierbaum, Anja/Ecarius, Jutta/Krinninger, Dominik/Uhlendorff, Uwe (Hrsg.): Familie, wozu? Eine Bestandsaufnahme konzeptioneller und theoretischer Perspektiven in der erziehungswissenschaftlichen Forschung zu Familie. Wiesbaden, S. 1-13.
- Täschner, Janina/Holzberger, Doris/Hillmayr, Delia (2021): Elternbeteiligung als Potenzial zur Förderung des schulischen Erfolgs. Ein Second-Order-Review. In: Die deutsche Schule, Jg. 113, H. 3, S. 302-317.
- Uçan, Yasemin (2022): „Schon als sie im Mutterbauch war, sprach ich mit ihr“ – Displaying ‚Good‘ Parenthood im Kontext familiärer Mehrsprachigkeit. In: Zeitschrift für erziehungswissenschaftliche Migrationsforschung, Jg. 1, H. 2, S. 151-166.
- Vincent, Carol/Ball, Stephen John (2007): ‚Making up‘ the Middle-Class Child: Families, Activities and Class Dispositions. In: Sociology, Jg. 41, H. 6, S. 1061-1077.

Prof. Dr. Tanja Betz

Dr. Tanja Betz ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Kindheitsforschung an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie forscht zu Akteuren (Kindern, Eltern, Fach- und Lehrkräften, politische Akteure etc.) und Institutionen der Kindheit (wie Familie, Kindertageseinrichtungen, Schule) im gesellschaftlichen Kontext. Nach ihrem Studium der Psychologie (Diplom), Pädagogik (Diplom) und Soziologie (Magister) an der Universität Trier promovierte sie an selbiger Hochschule im Fachbereich Pädagogik zu „Ungleiche Kindheiten am Beispiel der sozialen und ethnischen Strukturierung von Bildung“. Einige ihrer Publikationen sind kostenfrei beziehbar unter: www.tanja-betz.de. Betz ist auch Herausgeberin der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation sowie der Zeitschrift für Erziehungswissenschaft.



REZENSIONEN

Familie im Wandel

Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven



Breunig, Bernadette/
Schweiger, Gottfried/
Walser, Angelika
(Hrsg.): Familie im
Wandel. Sozialwissen-
schaftliche, ethische und
rechtliche Perspektiven.
Heidelberg 2024.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass in vielen Epochen unterschiedliche Familienformen nebeneinander existierten (vgl. z.B. Schneider 2015). In den 1950er und 1960er Jahren lässt sich in Deutschland jedoch eine außergewöhnliche Homogenität der Familienformen beobachten: In Westdeutschland war die bürgerliche Kleinfamilie die vorherrschende Familienform; in der DDR dominierte zu dieser Zeit die sozialistische Familie (ebd.). Seitdem ist eine Pluralisierung der Lebens- und Familienformen zu beobachten. So sind

beispielsweise Patchwork-Familien, Alleinerziehende und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften in westlichen Gesellschaften schon lange ein fester Bestandteil der Familienformen. In jüngerer Zeit gewinnen Entwicklungen wie Leihmutterschaft

und Co-Parenting an Bedeutung und werden in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen kontrovers diskutiert (vgl. z.B. die mediale Berichterstattung von Baum 2024; Libro 2023; Schmidt 2024). Der von der Theologin Bernadette Breunig, dem Philosophen Gottfried Schweiger und der Theologin Angelika Walser herausgegebene Sammelband „Familie im Wandel – Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven“ beleuchtet diese Entwicklungen aus den Perspektiven unterschiedlicher Disziplinen. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Theologie und der Frage, wie diese neuen Familienformen aus theologisch-ethischer Sicht zu bewerten sind. Im Mittelpunkt der Beiträge steht das Phänomen des Co-Parenting, aber auch die Leihmutterschaft sowie die Reproduktionsmedizin im Allgemeinen werden thematisiert.

Der Sammelband umfasst einschließlich der Einleitung zehn Beiträge. Der Großteil der Mitwirkenden hat einen theologischen Hintergrund, weiterhin sind die Pädagogik, die Philosophie, die (Medizin-)Ethik und die Rechtswissenschaften vertreten.

Vor den eigentlichen Beiträgen des Sammelbandes führen die drei Herausgebenden in einer Einleitung in die Thematik ein. Sie erläutern, wie die Idee zu diesem Buch entstanden ist, gehen auf den Zusammenhang zwischen der Familie, ihrem Wandel und der Theologie einerseits sowie der Philosophie andererseits ein.

Der inhaltliche Teil des Sammelbandes beginnt mit einem Überblick über die historische Entwicklung der Familie. Ausgehend von den Lebensverhältnissen im „ganzen Haus“ beschreibt Eva Matthes, wie sich die Lebensbedingungen der Familie und die Wahrnehmung der Erziehungsfunktion durch die Epoche der Aufklärung und die Trennung der Lebensbereiche Familie und Beruf seit dem 19. Jahrhundert gewandelt haben. Im Anschluss an diese historische Darstellung erläutert Barbara Thiessen aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive heraus, was Familie heute in Deutschland und Österreich ausmacht. Dabei werden explizit verschiedene Trends des Familienlebens wie die zunehmende Vielfalt der Familienformen oder die wachsende soziale Ungleichheit beschrieben. Sie argumentiert vor dem Hintergrund des theoretischen Konzepts von Un/Doing Family, dass die gegenwärtigen institutionellen Rahmenbedingungen traditionelle Geschlechterrollen und Familienformen fördern. Ein Beitrag von Karin Neuwirth zeigt aus rechtswissenschaftlicher Perspektive für Österreich und Deutschland auf, wie mühsam der Weg bis zur rechtlichen Gleichstellung neuer Familienformen wie unverheirateter Elternpaare oder

gleichgeschlechtlicher Beziehungen war und welche Hürden dabei überwunden werden mussten. Im Hinblick auf das Modell des Co-Parenting weist die Autorin Karin Neuwirth daraufhin, dass aus rechtlicher Sicht das Kindeswohl generell Vorrang vor anderen Interessenslagen hat, so dass Co-Parenting-Vereinbarungen in beiden Ländern bereits grundsätzlich möglich sind. Warum sich Elternschaft in einem Spannungsfeld zwischen privater und öffentlicher Angelegenheit bewegt, ist Gegenstand des vierten Beitrags des Bandes, der von Elisabeth Zschiegler verfasst wurde. Während die Entscheidung für oder gegen Kinder eine persönliche Entscheidung ist, hat die Gesellschaft ein hohes Interesse am Aufwachsen, an der Erziehung und an der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen, da diese zu verantwortungsbewussten Mitgliedern der Gesellschaft heranwachsen sollen.

Zwei weitere Beiträge befassen sich explizit mit dem relativ neuen Modell des Co-Parenting. Zunächst beschreibt Bernadette Breunig dieses Modell und stellt die unterschiedlichen Motive von Menschen für die Gründung einer Co-Parenting-Familie dar. Im darauffolgenden Beitrag stellt Angelika Walser den Bezug zur katholischen Familienethik und zu Amoris Laetitia her. Sie zeigt auf, dass bei Co-Parenting-Familien das Kind quasi per definitionem im Mittelpunkt steht und daher die Eltern-Kind-Beziehung sehr stabil

Der inhaltliche Teil des Sammelbandes beginnt mit einem Überblick über die historische Entwicklung der Familie.

ist. Anders verhält es sich mit der Beziehung zwischen den Eltern, die auf Freundschaft beruht. Auch wenn Freundschaft eine sehr stabile soziale Beziehung ist, kann sie scheitern. Die Folgen eines solchen Scheiterns sind nach Ansicht der Verfasserin für Co-Parenting-Familien aktuell allerdings politisch und rechtlich noch nicht ausreichend abgesichert. Gottfried Schweiger argumentiert in seinem Beitrag , dass der Wert der Familie nicht an der Institution „Familie“ gemessen werden könne, sondern an den in der Familie praktizierten sozialen Beziehungen, nämlich Liebe, Fürsorge und

So wird verschiedentlich darauf hingewiesen, dass das Wohl der in der Familie lebenden Kinder und Jugendlichen im Mittelpunkt stehen muss.

Erziehung. Deshalb sei auch nicht die Familie an sich, sondern diese drei sozialen Beziehungen schützenswert, was wiederum neuen Familienformen wie dem Co-Parenting den Weg ebnen könnte. Die letzten beiden Beiträge von Nikolai Münch und Markus Zimmermann befassen sich aus ethischer Perspektive mit der Leihmutterchaft im Besonderen und der Reproduktionsmedizin im Allgemeinen. Unter Bezugnahme auf internationale Befunde werden verschiedene ethische Bedenken geäußert, andere wiederum entkräftet. Darüber hinaus wird der Bezug der Reproduktionsmedizin zum traditionellen bürgerlichen Familienmodell der 1950er Jahre sowie zum Modell des Co-Parenting hergestellt.

Insgesamt blickt der Sammelband „Familie im Wandel – Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven“ aus sehr unterschiedli-

chen Blickwinkeln auf die neuen medizinischen Möglichkeiten im Bereich der Reproduktionsmedizin sowie auf das neue Familienmodell des Co-Parenting. Positiv hervorzuheben ist, dass viele der Beiträge nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse präsentieren, sondern auch gesellschafts-, sozial- und kirchenpolitische Implikationen beinhalten. So wird an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen, dass das Wohl der in der Familie lebenden Kinder und Jugendlichen im Mittelpunkt stehen muss. Um ein geschütztes Aufwachsen zu verantwortungsvollen Erwachsenen zu ermöglichen, ist aus Sicht der Autorinnen und Autoren nicht die leibliche Verwandtschaft zwischen den in einer Familie lebenden Erwachsenen und Kindern entscheidend, sondern vielmehr, dass sich die Erwachsenen ihrer intergenerationellen Verantwortung bewusst sind. Es wird auch darauf hingewiesen, dass die vielfältigen Funktionen, die Familien erfüllen, einer höheren gesamtgesellschaftlichen Wertschätzung bedürfen. Neue Möglichkeiten für carebedingte Erwerbsunterbrechungen sowie Care-Strukturen jenseits verwandtschaftlicher Beziehungen werden hier als richtungsweisend thematisiert. Aus diesem Grund ist die Lektüre dieses Sammelbandes nicht nur für Forschende, die sich mit Familie beschäftigen, gewinnbringend, sondern auch für Verantwortliche in Politik und Kirche sowie die interessierte Öffentlichkeit.

Von Veronika Hecht

Literatur

Baum, Anne (2024): Wenn die Eltern sich nicht romantisch lieben. In: Die Zeit, 22.7.2024. Online verfügbar unter <https://www.zeit.de/arbeit/2024-07/co-parenting-modell-kindererziehung-freunde-eltern-partner>, zuletzt geprüft am 30.7.2024.

Breunig, Bernadette/Schweiger, Gottfried/Walser, Angelika (Hrsg.) (2024): Familie im Wandel. Sozialwissenschaftliche, ethische und rechtliche Perspektiven. Berlin.

Libro, Cleo (2023): Wie viele Elternteile verträgt eine Familie? In: Der Spiegel, 18.1.2023. Online verfügbar unter <https://www.spiegel.de/familie/>

[co-parenting-wie-viele-elternteile-vertraegt-eine-familie-a-04d0b0a0-5a64-4083-ac16-9eff459d6de0](https://www.spiegel.de/familie/co-parenting-wie-viele-elternteile-vertraegt-eine-familie-a-04d0b0a0-5a64-4083-ac16-9eff459d6de0), zuletzt geprüft am 30.7.2024.

Schmidt, Stephanie (2024): „Unserer Kinder sollen wissen, wo sie herkommen“. In: Süddeutsche Zeitung, 11.07.2024. Online verfügbar unter <https://www.sueddeutsche.de/leben/regenbogenfamilie-kinderwunsch-liebe-erziehung-lux.852Z5daMB7oNayabRkjLf1?reduced=true>, zuletzt geprüft am 30.7.2024.

Schneider, Norbert F. (2015): Vielfalt der Familie. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/themen/familie/familienpolitik/207447/vielfalt-der-familie/>, zuletzt geprüft am 30.7.2024.

Gleichberechtigung in Deutschland



Menz, Margarete/
Sorge, Katrin (Hrsg.):
Gleichberechtigung in
Deutschland. Stuttgart
2024.

Diversity ist in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus gerückt und wird als eine erfolgsversprechende Antwort auf eine Gesellschaft verstanden, die sich aufgrund demografischer Entwicklungen und Internationalisierung im Wandel befindet. Im gesellschaftswissenschaftlichen Kontext meint Diversity „Vielfalt“ bzw. „Vielfältigkeit“. Zu den Diversity-Dimensionen gehören Geschlecht, sexuelle Identität, Lebensalter, Behinderung, Religion

bzw. Weltanschauung, ethnische Herkunft und Hautfarbe. Maßnahmen im Hinblick auf Diversity sollen die gesellschaftliche Teilhabe unabhängig von diesen Dimensionen fördern. Doch trotz historischer Errungenschaften ist eine gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe immer noch nur ein Idealzustand, der angestrebt wird. Sichtbar wird dies insbesondere an der Dimensi-

on Geschlecht: Die ungleiche Verteilung von Fürsorge- und Erwerbsarbeit zwischen Männern und Frauen, die deutliche Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen, vergeschlechtliche Gewalt, Erwerbs- und Entgeltungleichheit zeigen, dass der angestrebte Idealzustand noch nicht erreicht ist. Zudem propagieren rechtspopulistische Strömungen, die in den letzten Jahren politisch an Bedeutung gewonnen haben, vermehrt heteronormative Geschlechtermodelle, die sie als naturgegeben und unumgänglich betrachten.

Margarete Menz und Katrin Sorge geben in ihrem Buch „Gleichberechtigung in Deutschland“ eine Einführung in die historische Entwicklung, den aktuellen Stand und die anstehenden Herausforderungen der Gleichberechtigung der Geschlechter. Der Fokus der Autorinnen richtet sich damit bewusst auf die Diversity-Dimension Geschlecht. Andere Dimensionen, wie die sexuelle Identität oder ethnische Zugehörigkeit, finden aber zumindest Erwähnung.

Die Autorinnen konzentrieren sich vor allem auf drei Themen: den Zu-

gang zu Bildung, den Zugang zu Erwerbsarbeit und die rechtliche Gleichstellung der Geschlechter. Dies begründen die Autorinnen damit, dass diese Themengebiete zu den zentralen Bereichen gehören, an denen sich Gleichheit oder Ungleichheit von Menschen abbildet.

In ihrer Definition von Gleichberechtigung betonen die Autorinnen den Aspekt, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter über die formale Gleichheit von Rechten und Pflichten hinausgeht und gleiche gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten umfasst, die sich in der praktischen Umsetzung bemerkbar macht. Eine gleichberechtigte Gesellschaft, so die Autorinnen, bietet allen Menschen die Möglichkeit, ihr Leben selbstbestimmt zu führen und vor geschlechtsbezogenen Diskriminierungen zu schützen. Die Autorinnen machen darauf aufmerksam, dass statt „Gleichberechtigung“ zunehmend der Begriff „Gleichstellung“ Verwendung findet. Letztere bezieht sich in der Praxis oftmals auf die zahlenmäßig gleiche Repräsentanz von Frauen und Männern. Die Autorinnen kritisieren, dass mit dem Begriff „Gleichstellung“ lediglich Zahlen von Bedeutung sind. Zwar finden sie Zahlen (z.B. Frauenanteil in Führungspositionen) bedeutsam, doch reichen diese nicht, um Aussagen über gleiche Aufstiegschancen oder Gestaltungsmacht zu treffen.

Gegliedert ist das Buch in drei Teile. Im ersten Teil skizzieren die Autorinnen den Kampf um Gleichberechtigung der Geschlechter in den letzten 200 Jahren. Im zweiten Teil geben sie einen Überblick über den aktu-

ellen Stand der Gleichberechtigung der Geschlechter in Deutschland. Im letzten Teil diskutieren die Autorinnen wichtige Herausforderungen und Perspektiven für Gleichberechtigung im 21. Jahrhundert.

Der erste Teil beginnt mit der historischen Nachzeichnung der Französischen Revolution. Diese ist für Europa hinsichtlich der Entwicklung des Geschlechterverhältnisses sehr bedeutsam. Die Bemühungen um die Gleichberechtigung in Deutschland beginnen mit der ersten deutschen Frauenbewegung im

19. Jahrhundert, die sich für die formale Gleichheit und das Frauenwahlrecht einsetzt. Dazu zählt auch das Recht von Frauen, ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten zu

können, Armutsrisiken aufgrund der Mutterschaft vorzubeugen und gleiche Bildungschancen zu haben wie Männer. Im Übergang zum 20. Jahrhundert tragen diese Bemühungen ihre ersten Früchte: Für erwerbstätige Mütter werden Maßnahmen zur sozialen Absicherung ergriffen, wie beispielsweise Mutterschaftsurlaub, Arbeitsverbot nach der Geburt und Lohnersatzzahlung. Auch in Bezug auf die Bildungsmöglichkeiten sind Fortschritte zu verzeichnen, da Frauen mit Beginn des 20. Jahrhunderts Zugang zu Universitäten haben und ein Studium aufnehmen können. 1918 bekommen alle Frauen und Männer in Deutschland das aktive und passive Wahlrecht. Frauen können sich somit als Abgeordnete politisch betätigen.

Eine gleichberechtigte Gesellschaft, so die Autorinnen, bietet allen Menschen die Möglichkeit, ihr Leben selbstbestimmt zu führen.

Im Nationalsozialismus werden aufgrund starrer Geschlechterideologien, rassistischer Bevölkerungspolitik und der Verfolgung homosexueller Menschen viele der Errungenschaften zunichtegemacht. Frauen dürfen keine höheren Parteifunktionen übernehmen. Als Hüterin der Nation und als Mutter zukünftiger Soldaten sollen Frauen die ari-

Das Modell des männlichen Alleinverdieners (Hausfrauenehe) erfährt mit Einführung des Ehegattensplittings 1958 politischen Rückenwind.

sche Rasse sichern. Um Geschlechterrollenbilder durchsetzen zu können, werden die Bildungsmöglichkeiten von Frauen stark eingeschränkt. Die hauswirtschaftliche Form der Mädchenerziehung wird ausge-

baut, während der Frauenanteil an Universitäten zurückgeht. Während des Zweiten Weltkriegs werden Frauen jedoch in kriegswichtigen Berufen beschäftigt, um die Wirtschaft am Laufen zu halten.

In der Nachkriegszeit im geteilten Deutschland unterscheiden sich die Geschlechterverhältnisse in der BRD und der DDR deutlich voneinander. In der BRD wird 1949 ein wichtiger Meilenstein erreicht, als der für die Gleichberechtigung der Geschlechter fundamentale Satz in das Grundgesetz aufgenommen wird: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“. Die Berufstätigkeit von Müttern wird politisch jedoch nicht unterstützt und nicht gefördert. So soll Kinderbetreuung hauptsächlich zu Hause stattfinden, außerfamiliäre Kinderbetreuungsmöglichkeiten sind in der Bundesrepublik kaum zu finden. Das Modell des männlichen Alleinverdieners (Hausfrauenehe) erfährt mit der

Einführung des Ehegattensplittings 1958 politischen Rückenwind, da dies geringfügige bzw. gar keine Erwerbstätigkeit von Ehefrauen attraktiv macht. Das Bürgerliche Gesetzbuch stärkt zudem die Rechte des Ehemanns, indem es ihm erlaubt, alle für das Ehepaar relevanten Entscheidungen auch ohne die Zustimmung seiner Ehefrau treffen zu können. Somit kann der Ehemann darüber entscheiden, ob die Ehefrau einen Beruf ausüben oder über ein eigenes Konto verfügen darf. Zudem verpflichtet das Gesetz die Frau, den Haushalt eigenverantwortlich zu führen. In den 1950er und 1960er Jahren ist die Bildungsbenachteiligung insbesondere von Mädchen sehr verbreitet. Mädchen sind in Hauptschulen überrepräsentiert, während ihr Anteil in den höheren Schulen niedrig ausfällt. Die formale Gleichberechtigung stößt an ihre Grenzen, da nach Auffassung vieler Eltern Mädchen als zukünftige Ehefrauen und Mütter keinen „richtigen“ Beruf ausüben werden. Zudem herrscht in der Gesellschaft eine ablehnende Haltung gegenüber der Hochschulbildung von Frauen. Während im Studienjahrgang 1957 mehr als die Hälfte (54 %) der Frauen das Studium vorzeitig beenden, schließt die deutliche Mehrheit (80 %) der Männer ihr Studium erfolgreich ab. Laut Befragungen steht der überwiegende Anteil von Lehrenden an Universitäten Frauen, die studieren wollen, ablehnend gegenüber.

Auch in der DDR wird die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in die Verfassung aufgenommen. Anders als die BRD fördert die

DDR ausdrücklich die Erwerbstätigkeit von Frauen und baut Ganztagsbetreuung für Kinder aus. Zwar sind Frauen in den Erwerbsbereich integriert und es gibt deutlich mehr gut qualifizierte Frauen als in der BRD. Doch Frauen haben in der Praxis ebenfalls mit ähnlichen Schwierigkeiten wie in der BRD zu kämpfen. Denn neben der Vollzeitenerwerbstätigkeit sind sie für die Haushaltsführung und familiäre Kinderbetreuung meist alleine zuständig. Neben dieser Mehrfachbelastung von Müttern gibt es auch in der DDR das Problem des geringeren Lohnniveaus im Vergleich zu Männern und des geringeren Anteils in Führungspositionen.

Für die weitere Entwicklung der Gleichberechtigung ist die zweite Frauenbewegung in der BRD von großer Bedeutung, die von der Studentenbewegung und der feministischen Theoriebildung geprägt ist. Nach langen politischen und gesellschaftlichen Debatten kommt es Ende der 1970er Jahre zu gesetzlichen Neuregelungen im Hinblick auf die Geschlechterrollen in der Familie. So wird das Leitbild der Hausfrauenehe aus dem BGB gestrichen und die Erlaubnis des Ehemannes für eine Erwerbstätigkeit der Frau ist nicht mehr erforderlich. Zudem ermöglicht das Gesetz größere Freiräume für straffreie Schwangerschaftsabbrüche. Zeitgleich etabliert sich die feministische Forschung an Hochschulen und Universitäten, sodass Frauen- und Geschlechterforschung zunehmend Teil der akademischen Welt wird. In den 1980er Jahren werden in Kommunen und Bundesländern Stellen für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte etabliert.

Am Ende des ersten Teils zeigen die Autorinnen auf, welche Auswirkungen die Wiedervereinigung auf die neuen und alten Bundesländer hatten. Sie folgern, dass die Wiedervereinigung für die neuen Bundesländer konservativen Rückschritt bedeutete und die alten Bundesländer von gleichstellungspolitischen Errungenschaften der DDR profitieren konnten.

Im zweiten Teil stellen Margarete Menz und Katrin Sorge den aktuellen Stand der Gleichberechtigung dar. Hierbei gehen sie der Frage nach, inwiefern sich die Bemühungen um die formale Gleichberechtigung auf die tatsächliche Teilhabe von Frauen in Bildung und Erwerbsarbeit, sowie hinsichtlich Haushalt, Sorgearbeit und politischen Führungspositionen ausgewirkt haben. Sie zeigen auf, dass zwischen den Geschlechtern weiterhin Ungleichverteilungen bestehen und unterschiedliche gesellschaftliche Teilhabe vorherrscht. Sie gehen auf Maßnahmen und Lösungsansätze ein, die diesen Ungleichheiten entgegenwirken sollen.

Aufmerksam machen die Autorinnen auf jüngste Entwicklungen aufgrund des Erstarkens rechtspopulistischer Strömungen.

Dazu zählen unter anderem Maßnahmen zur Minderung der Erwerbs- und Entgeltungleichheit, Quotenregelungen sowie der Ausbau von Kinderbetreuungsmöglichkeiten

Im dritten Teil diskutieren die Autorinnen aktuelle Herausforderungen, die mit der Gleichberechtigung im 21. Jahrhundert einhergehen. Dazu zählen sie die Sorgearbeit, die vergeschlechtlichte Gewalt und die Gleich-

berechtigung aller Geschlechter und sexuellen Orientierungen. Aufmerksam machen sie auf jüngste Entwicklungen aufgrund des Erstarkens rechtspopulistischer Strömungen und dem damit zusammenhängenden Antifeminismus. Diese Entwicklungen sind für die Autorinnen insofern besorgniserregend, als sie das Wiedererstarken des patriarchalen, heteronormativen Familienbildes fördern und reproduktive Rechte für Frauen abschaffen sowie Diskriminierungen begünstigen können.

Durch die klare Skizzierung der historischen Entwicklung wird klar, dass viele der heutigen Herausforderungen Relikte alter Zeiten sind.

Im Fazit betonen die Autorinnen die Wichtigkeit der Gleichberechtigung der Geschlechter, da diese auch ein Indikator für den Stand der Demokratie sei. Sie ziehen den Schluss, dass die Gleichberechtigung in Deutschland auf formaler Ebene nahezu erreicht ist, die praktische Umsetzung jedoch weiterhin eine Herausforderung darstellt. Ferner machen sie darauf aufmerksam, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht bei allen auf Zustimmung stößt und Verunsicherung auslöst. Den Antifeminismus sehen die

Autorinnen als eine Entwicklung, die die Gleichberechtigung hindern und umkehren will. Aus diesem Grund appellieren sie an die Leserinnen und Leser, die Gleichberechtigung der Geschlechter als Grundpfeiler der Demokratie stets aufs Neue zu verteidigen.

„Gleichberechtigung in Deutschland“ ist damit alles in allem eine gelungene Einführung in die Thematik. Durch die klare Skizzierung der historischen Entwicklung wird für die Leserinnen und Leser klar, dass viele der heutigen Herausforderungen Relikte alter Zeiten und Denkweisen sind. Gleichzeitig verdeutlicht das Buch durch die Betrachtung des aktuellen Stands, welche Errungenschaften und Erfolge Frauen trotz bestehender Probleme durch ihren unermüdlichen Einsatz für Gleichberechtigung erzielt haben und macht damit Mut. Das Buch liefert keine neuen Erkenntnisse, gibt aber einen informativen Überblick zur Gleichberechtigung der Geschlechter in Deutschland. Als Einstieg in das Thema ist es daher gut geeignet.

Von Serap Günay

